Ueber diese Geschichten ist Gras gewachsen.

Ferner sind in demselben Verlage erschienen:

Grothe, Wilh.: Schwert und Kapuze, oder König Wenzeslav und die Seinen. Historischer Roman aus den ersten Zeiten der Hussiten. 3 Bde. Preis 4 Thlr.

Grothe, Wilh.: Nebel und Sonnenschein. Roman aus der Gegenwart. 3 Bde. Preis 3⅓ Thlr.

Grothe, Wilh.: Aus dem Komödiantenleben. Erinnerungen eines alten Schauspielervagabunden. Preis 1⅓ Thlr.

Grothe, Wilh.: Nordlandssagen. Ein Balladenstrauß. Min.-Ausgabe mit Goldschnitt. Preis 24 Sgr.

Grothe, Wilh.: Erbachau. Aus dem Leben eines Dichters. Eine Erzählung in Versen und Liedern. Min.-Ausgabe mit Goldschnitt. Preis 24 Sgr.

Grothe, Wilh.: Was mein Auge sah und mein Ohr hörte. Novellen. Preis 1⅓ Thlr.

Niendorf, Emma (E. M. v. Suckow): Spanische Liebesgeschichten. Novellen. Preis 1⅓ Thlr.

Nordheim, H.: Eva. Novelle. Preis 1⅓ Thlr.

Waldau, Jul.: Kleine Phantasieen über deutsche Lieder. (Märchen und Erzählungen). Min.-Ausgabe mit Goldschnitt. Preis 22½ Sgr.

Wegener, Rhing. Eduard: Hinaus. Dichtungen. Min.-Ausgabe mit Goldschnitt. 2. Aufl. Preis 22½ Sgr.

Photographieen ohne Retouche. Bilder aus dem Berliner Alltagsleben. 5 Sgr.

Grothe, Wilh.: Jaczko, oder Herz und Volk. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 2. Aufl. Min.-Ausg. Preis 20 Sgr.

Uhlenhuth, Eduard: Die Technik der plastischen Kunst oder die Arbeiten des Bildhauers, Formers, Erzgießers ꝛc. mit Abbildungen. Preis 20 Sgr.

Der Werth obiger höchst bedeutender Werke ist genugsam anerkannt, als daß sie noch einer weiteren Empfehlung bedürften.

Ueber diese Geschichten ist Gras gewachsen.

Roman

von

E. M. von Suckow.
(Emma Niendorf.)

Erster Theil.

Berlin, 1863.
Richard Sandrog u. Co. Verlag.

Erstes Kapitel.

Die Möweninsel.

Ueber diese Geschichten ist Gras gewachsen; sie führen uns zurück fast bis zum Anfange des Jahrhunderts, in einen Sommertag, der sich mit nordischer Klarheit über die fetten Triften, über die mit Saaten reich bedeckten Aecker ausspannte. Es war um die Aerndtezeit; neben dem Blau eines Sees, wallte auch noch das Gold der Aehren; sonst lagen sie meistens schon in Garben, wie Dankesopfer unter dem wolkenlosen Himmel, Tausende und Tausende. Aber alles feierte, nirgends regten sich geschäftige Hände, den Segen einzusammeln und heimzutragen. Der junge Mann, welcher in einem leichten Wäglein durch das Flachland rollte, durch welches damals noch keine Locomotive schoß, wunderte sich, weit und breit Niemand

von dem sonst so rührigen Völkchen auf den Feldern zu sehen, mitten in der Woche, als ob heute Sonntag wäre.

Wenn er diese Sabathstille auch nicht begriff, so freute er sich ihrer gleichwohl, und benutzte sie, desto ungestörter sich an dem langentbehrten Anblicke seiner Heimathgefilde zu laben: an den sammetgrünen, von schlängelnden Bächlein wie mit Silbernesteln eingeschnürten Weiden: an den auf ihnen gelagerten Rindern, den scheckigen oder braungetigerten Kühen, zwischen denen hin und wieder ein Storch, gravitätisch die langen Beine hebend, spatzierte, gleich einem Philosophen unter dem Pöbel: an den Heerden von edlen Pferden zumal, Werner's Lieblingen, nach denen er sich weit herausbog, der wohlbekannten Raçe, malerisch verstreut: an den stolzen Buchenkronen in der Ferne endlich, berghohe Buchen.

Leicht und fein, schon die Nähe des Meeres ankündigend, strich die Luft unserem Reisenden um die heiße Stirne; er athmete hoch auf, wie man eben nur athmet in der Heimathluft. Jetzt trägt sie ihm auch die trauten Glockentöne zu, weithin hallende Glockentöne, als wollten sie zu einer Feier rufen. Er läßt das Rappenpaar im Vorbeifliegen anhalten, um einen

Mann, der an der Straße im Graben sitzt, mit abgerissenen Kleidern, den Ranzen auf dem Rücken, wie ein wandernder Handwerksbursche, zu fragen: was das Läuten bedeute? Dieser hatte seine Mütze weggelegt, um sich mit einem rothen Tuche den Schweiß abzutrocknen; im Begriffe in ein mit Speckschnitten belegtes Stück Brod zu beißen, das ihm eine mitleidige Hand reichte, wendet er das gebräunte, furchenvolle Gesicht, um welches lange, gebleichte Haare wehen. Unter buschigen Brauen hervor, trifft ein unheimlicher Blitz aus tückischen Augen den hübschen jungen Herrn, der im feinsten Rocke wie ein Prinz vorbeisaust. Mit einem Grinsen in den verwitterten Zügen, einem seltsamen Nicken, einer rauhen und noch dazu heiseren Stimme, entgegnet der graue Gesell im üblichen Plattdeutsch: „Ei, es ist ja heute der Geburtstag des Schloßfräuleins — ein Kirchenfest! Wer das nicht weiß, muß von weit her sein."

„Wollt Ihr hinten aufsitzen, guter Freund?"

„Nein, ich komme heute doch auch noch auf das Schloß, auf des Schuhmachers Rappen."

Zum Lohne für die willkommene Botschaft warf der Tourist seinem Collegen anderer Art noch ein blankes Geldstück zurück in die Halme des Chaussee-

grabens, während das knirschende Gespann wieder anzog, losgelassen davon brausend. „Das ist ja gerade wie bestellt,“ dachte Werner. „Der Geburtstag! den hätt' ich wahrlich vergessen! Die Tante würde das mir nie verziehen haben.“

Jetzt verstand er freilich, warum heute alle die fleißigen Arme in Ruhe, alle die Glocken in Bewegung waren. Er erinnerte sich von früherer Zeit gar wohl, wie feierlich man hier das Wiegenfest der allverehrten, mildthätigen Gutsherrschaft, der freigebigen Kirchenpatronin zu begehen pflegte, die man in der ganzen Gegend gewohnt war, nur das Schloßfräulein zu heißen, und gewissermaßen als Schutzgeist des Grund und Bodens zu betrachten, obschon sie denselben nicht als angestammtes Erbe überkommen, sondern erst in den späteren Jahrzehnten ihres Lebens käuflich an sich gebracht hatte und zwar für einen Andern, wie Anfangs behauptet, oder doch wenigstens mit dem Gelde eines Andern, wie noch immer vermuthet wurde.

Wenn das aber Spekulation gewesen, so war es sicher (dahin vereinigten sich alle Urtheile) eine auf den Himmel, da sich der Segen unter den Händen des Schloßfräuleins hundertfältig vermehrte, und zwar so sehr, daß sie bei ihrem ausgebreiteten Wohlthun

über ein unermeßliches Vermögen zu gebieten schien, was um so wunderbarer war, da sie doch früher keine verhältnißmäßig so große Ersparnisse in dem hohen Hause machen konnte, dem sie, wie es hieß, ihre Jugend gewidmet, und wo sie sich das vornehme Wesen angeeignet hatte. Letzteres mochte wohl hauptsächlich Ursache sein, daß mit der Zeit gewisse Gerüchte in Umlauf kamen, sie sei einem fürstlichen Herrn, am fernen nordischen Königshofe, wenn auch nur zur linken Hand, angetraut gewesen, der ihr durch Testament seine Schätze verschrieben habe. Von der jüngeren Generation erinnerte sich fast Niemand mehr, daß Verena eine Bürgerliche war; um so weniger, als sie weit über das Meer her in diesen Theil des Herzogthums gezogen war, wo Niemand die geachtete und auch wohlhabende Beamtenfamilie kannte, welcher sie zugehörte, und deren jetzt schon minder zahlreiche Mitglieder größtentheils einen abgelegenen Küstenstreif bewohnten: unter ihnen Werner's Mutter, Wittwe eines frühzeitig verstorbenen wackeren Landraths, die einzige noch lebende Schwester des Schloßfräuleins.

Von der Vergangenheit der Letzteren wußte selbst der Neffe nicht viel, obschon ihre Gestalt nicht blos in die Erinnerungen seiner Kindheit, sondern auch,

wie wir bald sehen werden, in alle Plane seiner Zukunft sich verwebte. Als ihr Pathchen, ihr Liebling, durfte er von den frühesten Schultagen an, seine Vakanzen bei ihr zubringen, und nur ungern stand sie von dem Drängen ab: die Mutter möge ihr den Sohn ganz überlassen. Die Tante, so ernst und gemessen mit Jedermann, so streng für sich und Andere in der Pflicht und dem Rechte, vermochte dem engelschönen Knaben nichts abzuschlagen. Alle seine Wünsche sah er erfüllt, nur zu sehr; und wie in einem Feenreich durfte er sich in dem prächtigen Schlosse, im Wäldchen über dem See finden, wenn er nur vor dem blassen Schloßfräulein, das gleich einem höheren Wesen durch die alltägliche Menschheit schwebte, und dadurch ganz von selbst in ein Mysterium gehüllt wurde, keine unüberwindliche Scheu empfunden hätte.

So oft es sich thun ließ, entsprang er aus dem verzauberten Palaste hinüber in das Dorf, um sich mit den Bauerjungen gütlich zu thun, sich frei mit ihnen herumzutummeln, unter den alten Linden vor der Kirche, auf dem Friedhofe mit den morschen rosenbekränzten Kreuzen, an dem silbersprudelnden Bach, der mitten durch die ganze Ortschaft fließt, aus und

einzulaufen in die reinlichen Häuser, Höfe und Ställe, von dem schwarzen schweren Brode zu naschen, als wären es eitel Leckerbissen, selbst kameradschaftlich mit Hand anzulegen in der Landwirthschaft, die nun einmal seine Lust war, je mehr man ihn, und wegen seiner Begabung doppelt, zu den Büchern trieb.

Wie er jetzt so rasch hinfuhr längs dem Bache, auf dem noch immer Enten schwammen und an dem noch immer Kinder spielten, sahen unter den Thüren, aus den Fenstern bekannte Gesichter dem jungen Herrn entgegen, denen er zunickte, rechts und links, und manche Mütze flog in die Luft zum Willkomm für ihn. Alles hatte sonntägliche Kleider angelegt und feierte. Man saß auf Bänken vor den Häusern, man stand in Gruppen umher und hatte Blumensträußlein in der Hand, eine Rose, eine Nelke hinter dem Ohr oder im Munde; man kam aus der Kirche zurück mit dem Gesangbuche unter dem Arme, die Männer in ihrem Manchester und Leder, die Frauen mit ihren roth- und grünwollenen kurzen Röcken, ihren blumigen Kopftüchern, einige Fischerweiber mit hohen schwarzen Filzhüten. Manche Dirne wie Milch und Blut, mit dicken gelben Zöpfen und hellen Nixen-

augen, sah von unten auf dem leichten Wäglein nach und dem leichten Studenten, der darin saß und nach allen Seiten hin winkte und lachte. Die Leute belobten ihn, daß er nicht stolzer werde und immer schmucker aussehe, je öfter er von der Hochschule komme.

„Sind denn die Ferien jetzt schon? Er will dem Schloßfräulein auch gratuliren!" redeten sie unter einander in ihrem traulichen Dialekt, den kein Fremder verstanden hätte, am besten noch einer von jenseits des Canals, ein Dialect, der eigentlich eine Sprache für sich ist.

Ganz so lustig wie der Zurückkehrende aussah, war ihm aber nicht mehr zu Muthe. Je näher das Wäglein den Ufern des Sees entgegenrollte, desto schwerer ward dem noch eben so heitern Menschen, der darin saß, das Herz. Als sei er bereits in den Kreis, in den Bann der allverehrten Frau eingetreten, beschlich den Jüngling die alte Befangenheit, welche er immer bei ihr verspürte von klein auf, und die er jetzt noch nicht abzuschütteln vermochte, jenes Bangen, welches ihn bei ihr stets umfing, wie ein Element, das sie ausströmte. Vielleicht hatte er heute mehr Grund als jemals zu dieser Angst vor der Tante;

denn er fühlte, er wußte, daß er einer Entscheidung über sein ganzes Leben entgegengehe.

Schon flogen ringsum die Möven auf, von welchen die Insel den Namen hat; schon flatterten und kreisten sie weißglänzend über ihn hoch im Blauen, als wollten sie ihn begrüßen; bald breitete sich die Flut vor ihm aus, wie ein wallender Mantel, mit Demanten besäet.

„Das Wasser ist blank!“ sagte der kleine Kutscher, indem er mit seiner Peitsche auf das Brillantflimmern wies. „Das Wasser ist blank!“ sagte er in dem dort üblichen Ausdrucke, um anzudeuten, daß es vom Sonnenblitzen wiederstrahlt. Ueber das Schilf schwebten riesige Libellen, tiefdunkelblau funkelnd.

Es duldete Werner nicht länger im Wagen; er sprang heraus um zu Fuße über die schmuck ausgehauene Steinbrücke zu gehen, über die er als wilder Knabe so oft entflohen war, und welche da, wo der See nur einen schmalen Arm ausstreckt, die Insel und das Land zu trennen, sich vom Ufer bis zu ihr wölbt; hart bis an das Gehölze von Birken und Buchen, das sich von dieser Seite dicht um den Hinterflügel des im Style Ludwig's XIV. aufgeführten Gebäudes drängt.

Hier schlängelte sich gleich dem säumig darüber Wandelnden, wie ein farbiges Band, ein Zug von Kindern entgegen, die Armenschulen der Mädchen und Knaben, welche ihre Stiftung dem Schloßfräulein verdankten, und die sammt Lehrer und Lehrerinnen in festlicher Prozession der Wohlthäterin Glückwünsche und Blumen überreicht hatten. Unser Wanderer erwiederte zerstreut den Gruß der Vorüberziehenden, die ihm achtungsvoll auswichen; in Gedanken beschäftigte ihn schon sein eigner Empfang bei ihr. So manche Fragen über seine nächste Zukunft kreuzten sich in ihm. Wie mag die Tante die Eröffnungen aufnehmen, welche er ihr zu machen hat? Wird sie sich seinen Wünschen geneigter zeigen als zuvor, ehe sie ihn nach beendigtem Studium reisen ließ, jetzt, da er durch den seltensten Zufall, durch die glücklichste Fügung des Geschicks die Wünsche auf eine positive Grundlage zu stützen weiß?

Doch nicht blos deswegen hämmerte ihm das Herz vor Erwartung so heftig in der Brust, mehr als er es sich selbst eingestehen mochte; sondern etwas Anderes als der Gedanke an die äußere Gestaltung seiner Verhältnisse, etwas, das nur zurückgewichen vor der Macht neuer Eindrücke, dem Reize fremder Erschei-

nungen, und anfangs einigermaßen von dem den Neffen bewältigenden Ansehen Verena's verdrängt war, wurde wach auf deren eignem Gebiete, jetzt beim Anblicke dieser Gestade, dieser Wipfel, dieser Giebel, mit einer Lebendigkeit, daß Werner empfand: es habe ihn noch niemals verlassen, nur seither im Busen geschlummert, wie die Blume zusammengefaltet in der Knospe.

Eine wonnige Blume aus lieblichen Kindheittagen. Wo bist Du, Kleine, deren dunkles Lockenköpfchen unter herabhängenden Zweigen sich im See spiegelte, und die über ihr Ebenbild in der klaren Flut gebeugt, demselben mit dem Händchen zuwinkte? Heute flatterten nur die Sturmvögel, mit denen das Kind so oft, wenn sie hoch in den Wolken dahin segelten, einen Wettlauf begonnen hatte, verscheucht um den Heimkehrenden, als er die Insel betrat, unter deren sonst so schweigsamen Laubkronen diesmal laute Stimmen erschallten; die Möven mußten an diesem Tage fremden Gästen weichen.

Auf dem von einem Halbkreis luftiger Akazien beschatteten, an die prächtige Architektur sich schließenden, freien Kiesplatze, zu dessen beiden Seiten sich kleine Gartenanlagen in den Park webten, unmittelbar hinter dem Schlosse, waren lange Tische gedeckt, um

Dürftige von Nah und Fern zu speisen, Greise und Kinder, Männer und Frauen, nach Alter und Geschlecht pünktlich gesondert. Alles war in Hülle und Fülle vorhanden: Bier, Weißbrod, und selbst „Topfkuchen“ zum Kaffee, einladende Fische, „die Goldbütt“, von der man am Meere zwanzig für einen Schilling bekommt — geht ja bei der Hauptstadt das Netz, in welchem man jene fängt, zuweilen von Einem Ufer hinüber zum Andern —, der „Spickaal“ mit seinem geräucherten, rosig angehauchten Fleische, vor allem die dampfenden Klöße, jene Riesenklöße, Faustgroß, von denen der schlechteste Knecht Mittags seine 14 ißt, Speck und Fleisch u. s. w.

Im Hofe selbst, in welchen von rückwärts unser Bekannter durch einen stolzgewölbten Bogen gelangte, tafelten ebenfalls Klein und Groß, Jung und Alt, Gesunde und Kranke aus den Armenhäusern und Spitälern, die Fräulein Verena gegründet hatte. Werner, den Jedermann als künftigen Gutsherrn betrachten durfte, vermochte nicht sich ganz unbemerkt durch die Reihen zu stehlen. Er hätte für sich selbst weniger Gepränge und einen stilleren Einzug gewünscht. Von den Thürmchen, den Söllern wehten Fähnlein mit den Farben des Landes, das ganze Haus war außen

und innen mit Laubgewinden und Kränzen behängt.

Auf der Schwelle gleich eilten dem jungen Manne seine alten Freunde entgegen, ein Paar braungetigerte Jagdhunde, die an ihn hinaufsprangen, sich an ihn schmiegten, ihm die liebkosende weiße, fast frauenhaft zart geformte und gepflegte Hand leckten, an welcher mehrere Ringe schimmerten.

Weniger sympathetisch, wofern nicht aller Anschein trog, war ihm der junge, wohlgewachsene und wohlgekleidete Mensch, dem er im Vestibul am Fuße der Haupttreppe begegnete, und der sich tief vor ihm verbeugte. Indem Werner mit einem kurzen: „Guten Tag, Herr Verwalter," an Letzterem vorüberschritt, zuckte über des Verwalters Gesicht ein gewisses hämisches Grinsen, das wohl wie Freundlichkeit aussehen sollte, seiner Bestimmung aber keineswegs entsprach.

Des Neffen feine Züge erheiterten sich plötzlich zu wahrhaft hellem Sonnenscheine, als er oben im ersten Stocke, den halben Thürflügel des Vorsaals öffnend, darin ein weißes Kleid gewahrte, eine Dame mit dem Rücken dem Eingange zugewendet. Dennoch kannte sie der Ankömmling, dessen leisen elastischen Tritt sie, emsig beschäftigt, nicht gehört hatte, nur zu gut, diese

schlanke weiche Gestalt, diesen edelgewölbten Nacken, diese runde, dünne Taille, die Werner zuweilen im Scherze mit seinen nichts weniger als großen Händen umspannt hatte. Wie Flora stand sie unter lauter Blüten und Blumen, welche sie mit geschickten Fingerchen in Vasen ordnete. Auch köstliche und zum Theile recht seltene Früchte sah man in Schalen und Körben zwischen Sträußen und Kränzen umhergestellt, auf den Marmorplatten, lauter Angebinde und Festgaben zu dem heutigen Geburtstage.

Der Zurückkehrende bleibt auf der Schwelle stehen.

„Adelais!“ sagt er halblaut.

Sie dreht sich blitzschnell. Ihre von einer Pracht dunkelseidner Locken umflossenen Alabasterwangen überhaucht es rosig bei seinem Anblicke. Er breitet die Arme nach ihr aus, nach seiner treuen Spielgenossin und mehr.

Im Moment aber, da sie auf ihn zufliegen will, geht die Seitenthüre rechts schnell und geräuschlos auf, das Schloßfräulein steht da, eine schmächtige Figur in blaßgrauem Atlas, fast selbst wie der Geist einer Ahnin; und wie vor einem solchen erschrickt das junge Paar. Eine Wolke schwebt ihr über die Stirne; aber indem sie das verdüsterte Auge auf ihren Neffen lenkt,

ihren Liebling, klärt es sich völlig auf. Sie nickt ihm zu, stillschweigend winkt sie ihn zu sich herein. Nur noch einen Blick wagen die jungen Leute zu wechseln, einen stummen Blick; aber wie viel sagt sein Glanz, in welchem ihre Augen, des Mädchens sammetschwarze, und Werner's blaue — blau wie der Frühlingshimmel, blau wie die Vergißmeinnichte, welche die Kinder einst in großen Büschen unten am Strande pflückten — in einander leuchten! Wie sie vor einander standen, sie so bleich und schmächtig, mit Thauperlen an den edlen geschweiften Wimpern, er so blühend und lächelnd, zeichnete sich in den Beiden das Loos der Frau, die einsam duldet und sich sehnt, das Loos des Mannes, dem die weite Welt gehört, der in das volle Leben greift. Beinahe hätte er sich vor dem sanften Kinde schämen müssen.

Um so rascher folgte er der Tante, welche wie ein Schatten vorausglitt durch die lange öde, vor den eindringenden Sonnenstrahlen hermetisch geschlossene Zimmerreihe des (von seinen vorigen Besitzern her noch mit Roccocoprunk eingerichteten Schlosses, als dessen Eigenthümer der Neffe sich vorläufig schon betrachten konnte): auf dem blankgebohnten Parket, den verblichenen Teppichen, vorbei an so vielen Mahagony-

und Marmortischchen, an den schwellenden Canapé's, auf denen Niemand saß, so vielen Spiegeln mit goldgeschnitzten Rahmen, in denen sich Niemand besah, so vielen seidnen Himmelbetten, in denen Niemand schlief. Vielleicht mochte er sich bereits diese ganze Enfilade, in der sich kein Stäubchen, viel weniger etwas Anderes regte, in Gedanken nach eigner Einrichtung mit Scenen seines dereinstigen Familienlebens, und besonders mit Einer lieben, graziösen Gestalt bevölkern, die er sich da und dort malte, in dieser und jener Situation.

Erst in dem Cabinet hinter ihrem hohen weiten Schlafgemache, das über und über dunkelgrün umhängt, so zu sagen, ganz in dunkelgrünem, schweren Damast gewickelt, still, feierlich, geheimnißvoll aussah, mehr einer Kirche ähnlich, als von einem sterblichen Wesen bewohnt, und zu sonstigem Ernste auch ein Cruzifix nicht an der Hauptwand neben dem Alkoven entbehrte, mit dem Betschemel davor, auf dessen Pulte ein Buch von schwarzem Maroquin mit Goldschnitt aufgeschlagen lag: erst in diesem Cabinet öffnete das Fräulein ihre feinen Lippen, um Werner mit flüsternder sanfter Stimme willkommen zu heißen. Indem sie die schwarzen dichten Wimpern zu ihm hob, die

ihr durchsichtiges, gespenstig weißes Gesicht, in welchem man jedes blaue Aederchen unterscheiden konnte, im Verein mit eben solchen, in der Mitte in fast orientalischer Weise etwas zusammengewachsenen Brauen beschatteten, zuckte in ihrem Auge, in diesem großen, kastanienbraunen Auge, eine beinahe leidenschaftliche Zärtlichkeit auf, die jedoch gleich wieder bezähmt wurde.

Sie sah sich um, als ob sie auch hier noch einen Lauscher besorgte, und sagte noch leiser: „Herzenskind, Du bringst Dich doch ungetheilt wieder, gehörst ganz nur mir — und dem Herrn?“

Noch ehe Werner mit einer diplomatischen Wendung betheuern konnte, blos der Wunsch, das Wiegenfest der Tante mitzufeiern, führe ihn gerade heute zurück, kam sie ihm mit den Worten zuvor: „Das rechne ich Dir hoch an, daß Du just diesen Tag zu Deiner Heimkehr gewählt hast, daß Du Dich mir selbst bringst, als das beste Angebinde.“ —

Sollte er denn immer vor ihr innerlich beschämt sein von einer Liebe, die ihn mit Wohlthaten überhäufen wollte von jeher, und die ihn nie rührte wie sie sollte? Er konnte in Wahrheit, um so wärmer er an seiner eignen Mutter hing, gegen welche diese

Schwester eine stete Eifersucht nur mühsam bekämpfte, niemals ein rechtes Herz für die Tante fassen.

Das Schloßfräulein hatte kaum ausgesprochen, so klopfte es mit leisem Finger. Unwillkürlich erbebte Verena.

Zweites Kapitel.

Das Schloßfräulein.

Durch eine zum Ueberflusse mit schweren Draperien verhüllte Tapetenthüre, sah schüchtern eine junge, dem Neffen unbekannte Dienerin herein, der aber längst gewöhnt war lauter neue Gesichter bei seiner Tante zu begegnen, da dieselbe sich bestrebte eine Art von Pflanzschule für Dienstboten im Schlosse anzulegen, um aus ihren Gutsangehörigen brauchbare Leute zu ziehen, die weiter empfohlen werden konnten, sobald man sie gehörig zu dem Berufe herangebildet. Hierzu war das Schloßfräulein vorzugsweise geschickt, weil sie schon in früher Jugend nicht nur selbst an der Spitze eines großartigen Haushalts gestanden, sondern sich auch in der Verwaltung weitläufiger Besitzungen, lange bevor sie die eignen erwarb, eingeübt hatte.

Das Mädchen meldete noch ziemlich verlegen, wie

es Werner däuchte, mit zitternder Stimme und einer gewissen Accentuirung, aus welcher er heraushörte, daß die Kleine nicht in dem Bezirk, sondern an einem entfernten Küstenstriche zu Hause sei, ihrer Herrin den Besuch des Dorfpastors, sammt einiger seiner Collegen aus der Nachbarschaft.

„Das ist ein Wink von Gott," sprach die Tante mit strahlender Miene, als sie sich wieder allein mit ihrem Pathenkinde sah, „das ist ein Wink von Gott, daß sie gerade in dem Moment kommen!"

Im Vorbeieilen am Spiegel ordnete sie mit flüchtigen Fingern noch geschwind ein wenig ihren weißen Spitzenschleier auf dem noch immer reichen Haare, schwarz wie Ebenholz und auch so glänzend, durch welches sich kaum da und dort ein Silberfaden zog. Dann hieß sie den jungen Mann sie hier erwarten, indem sie in das anstoßende Oratorium rauschte, in welches sie die Prediger zu führen befohlen hatte.

Vielleicht mochte es ihr nicht unlieb sein, ihren Pflegesohn gewissermaßen zum Zeugen dieser geistlichen Zusammenkunft und Begrüßung zu machen, für die Gefeierte die Krone des Tags. Um so demüthiger trat sie hinaus zu den Harrenden, die ihr den Segen des Himmels zu dem Feste hinzufügten.

Ohne es zu wollen, hörte Werner mit an, wie der Herr Pastor, nachdem er im Gottesdienste öffentlich von der Kanzel für seine Patronin gebetet hatte, ihr nun auch seine Verehrung und seine Glückwünsche, für sich und im Namen der ganzen Gemeinde darbrachte; verbunden mit dem Danke für abermalige reiche Spende, und der Bitte, auch fernerhin die Kirche schirmen und fördern zu wollen wie bisher.

Nach Beendigung dieser ersten, und wie den unfreiwilligen Zuhörer dünkte, dem der Boden unter den Füßen brannte, nicht unbeträchtlich langen Rede, stimmten sämmtliche Amtsbrüder der Reihe nach ein, Jeder mit einem Vortrage; denn Alle hatten Danksagungen abzustatten für neue, über die ganze Umgegend verbreitete Wohlthaten, womit das Schloßfräulein diesen Tag zu bezeichnen pflegte; so daß die Diener des Höchsten sie selbst wohl nicht mit Unrecht als ein Geschenk der Vorsehung, eine Begnadigung nicht nur für diesen Bezirk, sondern für das ganze Land erklären konnten: eine Salbung, welche den jüngsten der anwesenden Theologen — und als solcher durfte unser Werner zu seinem eignen nicht geringen Leidwesen gelten — zu muthwilligem Spott herausforderte, statt wie die Tante wohl eigentlich bezwecken mochte, ihn

zur Nacheiferung anzuspornen. Wenn er aber, wie die Vortreffliche eigentlich beabsichtigt hatte, wirklich ein Exempel daran nahm, so war es nur ein umgekehrtes.

Das Schloßfräulein hegte, so lange der Knabe zurückdenken konnte, den Wunsch, den Einen glühenden Wunsch: das geistig wie körperlich so reich ausgestattete Kind, um es vor allem Uebel in der argen Welt zu behüten, dem Herrn zu weihen, wie man eine schöne Blume auf den Altar legt, damit sie zwiefach zu Gottes Ehre blühe. Dazu hatte Verena ihren Augapfel ausersehen, dahin ging all ihr Sinnen und Trachten. Es sollte durchaus ein rechtes Kirchenlicht aus ihm werden. Eine glänzende Stellung konnte ihm dann gar nicht fehlen bei seinen Anlagen, seiner Persönlichkeit und den vielverzweigten Verbindungen des Schloßfräuleins, sowohl der zeitlichen, die sich selbst fern bis über das Meer ausspannten, bis an den nordischen Königshof, als hauptsächlich der geistlichen, in deren Mittelpunkt die Dame sich ja gewissermaßen durch ihr ganzes Wirken und Streben befand.

Sie hoffte das Glück ihres Pathen auf diese Weise am festesten zu gründen. Dabei war sie auch von dem Gedanken durchdrungen, daß er, der sich so leicht

die Herzen gewann, doppelt geschaffen sei, für den Herrn zu säen und zu ärndten. Sie meinte der Neffe werde sich und den Seinen sicher eine Stufe in den Himmel bauen. Sie dachte sich den Heimgang so freundlich, wenn ihr Liebling ihr die letzte Wegzehrung reichen, an ihrem letzten Schlummerkissen beten würde. Mit dieser Bedingung, daß er sich dem Priesterthume widme, wollte sie ihn zum Haupterben einsetzen. Unter seiner Hand sollten ihre Schöpfungen fortleben; durch ihn sollte sich der Segen, den das Schloßfräulein ausgestreut, vervielfältigen und in die Ewigkeit wachsen.

So ward der Jüngling, gegen alle seine äußerst weltlichen Neigungen, welche just durch den auf sie ausgeübten Druck noch mehr Schnellkraft erlangten, von allen Seiten zum Studium der Theologie gedrängt, ja zuletzt gezwungen. Daß selbst die guten Seelen, oder vielmehr gerade sie, in ihrem Streben so leicht fanatisch werden! Es konnte nicht ausbleiben, daß Werner auf der Universität, neben einigen Erfolgen auch einigen Anstoß gab. Wenn man geneigt war, dem Neffen einer solchen Tante viel nachzusehen, so forderte man anderntheils doch auch wieder dreifach Erbauliches von ihm. Statt dessen befand er sich

auf dem Wege, eben durch den Widerspruch, trotz seiner liebenswürdigen Natur, oder vielleicht ihretwegen sich recht unfromm und selbst übermüthig zu zeigen. Sein Betragen grenzte schon nahe an Ausgelassenheit. Vor Zügellosigkeit bewahrte ihn jedoch eins: der Gedanke an ein reines sanftes Kind, fern auf der Möveninsel, dessen stillflehender Blick unter langgeschweiften Wimpern, der einst den stürmischen Knaben allein zu bändigen vermochte, ihn auch jetzt noch nicht losließ und ihm durch alle Labyrinthe des Lebens, durch alle seine Lehr= und Wanderjahre folgte.

Sie war auch ein Pathenkind der Tante, sonst aber nicht mit ihr verwandt; außer dem Herzen nach, wie Letztere zu sagen pflegte, welche die Waise bei sich aufgenommen und erzogen hatte. Das war eine der schönen Handlungen des Schloßfräuleins. Der große Haufen konnte es für einen löblichen Akt der Dankbarkeit halten; Näherunterrichtete mußten einen doppelten Edelmuth darin erkennen.

Adelais stammte aus dem altgräflichen Hause, in welchem die Tante nicht nur ihre Jugend zugebracht hatte, in welchem sie selbst eigentlich aufwuchs. Die Mutter von Adelais, eine jüngere Schwester des damaligen, jetzt längst verstorbenen Majoratsherrn, soll

Verena's Feindin gewesen sein und sich stets in Stolz und Bitterkeit, ja zuletzt in Haß, von ihr gewendet, und mit Verachtung der klugen Rathschläge der nur um wenig Jahre ältern Genossin sich einer Leidenschaft ergeben haben, die Unglück über ihr Leben brachte, und noch über das Grab hinaus.

Die junge, zu den höchsten Ansprüchen berechtigte Dame verband sich nämlich gegen den Willen ihrer Familie mit einem Bürgerlichen, einem zwar wackeren jungen Manne von viel Talent bei ausgezeichnet schönem Aeußern, der aber keine Aussichten hatte und sie durch diese Ehe noch mehr verlor. Man weiß, was im vorigen und selbst noch am Anfange des jetzigen Jahrhunderts eine sogenannte Mésalliance zu bedeuten hatte. Wo er auf Beschützer rechnen durfte, fand er statt ihrer Verfolgungen. Alle Thüren und Ohren verschlossen sich ihm. Seine reizende Gattin sah er von ihren meisten Angehörigen verstoßen, von den Mildesten verläugnet, „ignorirt“, wie man es heißt. Auch hier mag Verena, wiewohl vergebens, aus der Ferne vielfach getrachtet haben auszugleichen und zu vermitteln. Ihm nagte es am Leben, die in gedrückter, und bald in kummervoller Lage zu wissen, die ihm so viel geopfert, und über deren Lippen keine Klage

kam, kein Seufzer, die nur Lächeln hatten für den Geliebten.

Die Geburt eines Töchterleins hob das Paar in den Himmel, zehrte jedoch auf Erden die letzten Hülfsmittel auf, so daß beim Erkranken des Vaters, welches die Freude nur eine Weile aufgehalten zu haben schien, nichts mehr übrig blieb. Auch seine, gewaltsam aufgerafften Kräfte, brachen nur um so geschwinder zusammen. Versorgungslos, in herber Noth, mußte er Weib und Kind zurücklassen.

Da nahte Verena, einem Schutzengel gleich. Sie brachte Hülfe, stand bei dem Säugling als Taufzeuge ein, ging ab und zu, anfangs erst heimlich, später vermuthlich mit Wissen ihres Gebieters, des einzigen Bruders der unglücklichen Wittwe, der seinen Beistand vielleicht auch nicht errathen lassen wollte. Wenigstens waren die Gaben solcher Art, daß sie nur aus dem für die Vertraute allerdings immer offnen Seckel des reichsten Grundherrn eines an sich unerschöpflich reichen Landes fließen konnten; denn der Besitz des Grafen mehrte sich zusehens unter ihrer klugen, täglich mehr um sich greifenden Leitung, die unterstützt wurde von des Herrn eigner Ordnungsliebe und zunehmender Sparsamkeit, (in jüngeren Jahren war der Graf

ein leidenschaftlicher Spieler gewesen). Dazu kam auch noch ein unglaubliches, zuletzt fast sprichwörtliches Gedeihen in der Hand des Fräuleins; was sie anfing, gelang, was sie berührte, glückte. Der Segen des Himmels begleitete sie augenscheinlich. Das Vermögen des Majoratsherrn mußte, wenn nicht die allgemeine Berechnung täuschte, in den letzten Jahren kolossal angewachsen sein, und der Volksmund, der sich immer im Außerordentlichen gefällt, that noch fabelhafte Summen hinzu.

Unter diesen Umständen durfte man sich freilich nicht wundern, daß der Gebieter Verena als Almosenierin schalten ließ, auch in wichtigeren Fällen, wie den gegenwärtigen, angenommen daß ihn Graf Wulf überhaupt kannte, wovon demselben jedoch kein Anzeichen entschlüpfte. Wie dem auch sei, Mangel oder selbst irgendwie nur Entbehrung, litten Mutter und Kind fortan nicht mehr. Was die Trauernde dabei empfinden mochte, wenn ihre und ihrer Liebe Gegnerin zu ihr trat, unter deren Schutz sie sich beugen, ihr sogar noch innerlich dafür dankbar sein mußte, daß sie das einzige Band mit dem zürnenden Bruder bildete, wollen wir nicht entscheiden.

Wie sehr die Pathin der Kleinen aber auch eine

Versöhnung zwischen den beiden Geschwistern wünschte und anstrebte, scheint ihr doch dieselbe, äußerlich mindestens, nicht mehr von dem Ableben des Majoratsherrn gelungen zu sein, welches kaum nach einigen Jahren, noch im kräftigsten Alter und bei sonst guter Gesundheit, an einem hitzigen Fieber von epidemischer Natur, das ziemlich raschen Verlauf nahm, unerwartet erfolgte. Da der Graf unvermält und kinderlos starb, fielen der Gütercomplex, die Herrschaften im Innern des Landes und am Meere, besonders aber im Norden, sowohl, als die ungeheueren Kapitalien, einer zweiten Linie zu; und zwar vorerst unter Vormundschaft; indem der nächste Agnat und Erbe, ein Neffe des Verblichenen, nicht viel älter als Werner, mit welchem er später auf der Universität Freundschaft schloß, damals noch minderjährig war, und erst seit kurzem den ausgebreiteten Besitz selbst antrat, der, wie jetzt der Eigenthümer und früher seine Sachwalter keineswegs verhehlten, über alles Hoffen überschwänglich ausgefallen. Dies gereichte derjenigen zur vollsten Genugthuung, von der man wußte, daß sie die einzige Bevollmächtigte des verstorbenen Grafen gewesen, und daß er ihrer unantastbaren Integrität und bewunderungswürdigen Thätigkeit, zumal gegen

das Ende seiner Tage, die Verwaltung fast ganz allein überlassen hatte, weßhalb auch, nachdem sich das Fräulein von derselben mit einer schönen, und gewiß wohlverdienten Pension zurückgezogen, die Vormünder ihrer Zeit nicht weniger, als neulich der junge Majoratsherr selbst, sie öfters besuchten um Auskunft und sogar Rathschläge bei ihr zu holen; so daß sie auch in dieser Beziehung noch immer eine gewichtige Persönlichkeit blieb, deren Ansehn sich stets erhöhte, in dem Maaße wie sie die ihr zu Gebot stehenden Mittel weise und mildthätig anwendete.

Daß Verena übrigenr auch für sich noch über viel verfügte, hatte sich bald nach dem Tode ihres Gönners und Freundes herausgestellt, und zwar gleich beim Erwerbe der hiesigen Besitzungen. Man wußte zwar, daß sie ein hübsches väterliches Vermögen besaß, sie konnte Zinsen auf Zinsen gehäuft, sich auch von ihrem Gehalte, von Geschenken in den langen Jahren etwas Beträchtliches zurückgelegt haben. Das Alles genügte jedoch kaum, um die finanziellen Verhältnisse des Schloßfräuleins zu erklären. Wenn man auch in Anschlag bringen wollte, daß verständige Oekonomie und Eintheilung aus Wenig Viel machen können, so mußte man dennoch staunen, was jene mit ihren Ein=

künften leistete. Das Beste mochte der Segen von oben hinzuthun. Wenigstens gab es einige Gemüther von mystischer Hinneigung, welche ihre Zuflucht zu den Wundern des Himmels nahmen, um die auf der Möveninsel zu deuten, und an die Brod- und Fischkörbe in der Wüste erinnerten.

Positivere Leute ergingen sich in Vermuthungen über großartige Spekulationen, welche der Dame im Vereine mit dem Majoratsherrn und durch seine Mitwirkung zu beiderseitigem Vortheile glückten. Man sprach auch von Gewinnsten in der Lotterie, vom großen Loose. Wie überall fehlte es freilich auch hier nicht an Böswilligen, welche die Uneigennützigkeit, die Treue der Beschließerin zu verdächtigen suchten. Darauf konnte ja aber kein Schatten haften; das bewies auch der Nachlaß Wulf's, die ganze Erbschaftsmasse; Verena konnte sich über alles ausweisen; das verbürgte endlich das gute Vernehmen, welches alle Verwandten, die gesammte gräfliche Familie, fortwährend mit dem Schloßfräulein unterhielten.

Zu der ihr von dem ganzen Hause des Verblichenen gezollten Achtung trug auch noch ihr Verfahren gegen die beklagenswerthe Schwester desselben und gegen seine Nichte bei. In Hinsicht ihrer beharrte

Verena nach wie vor in ihrer Großmuth. Man sah es nicht ungern, daß sie diese Obliegenheit Anderer übernahm, je weniger man die Verwaiste öffentlich anzuerkennen dachte. Verena schüttete glühende Kohlen auf das Haupt der Comtesse. Ob es Letzterer nicht drückend sein mußte, diese Abhängigkeit von Jemand, mit dem sie einst im Ungestüm der Jugend so übel gestanden, ist eine andere Frage. Als die Wittwe endlich nun selbst, aufgerieben von Gram, auf das Siechenbett sank, konnte sie nur die Hände falten, und Gott und der Beschützerin ihr Kind empfehlen.

Nach dem Tode der Mutter holte das Schloßfräulen, die sich inzwischen diese Benennung zugleich mit ihrem Wasserpalaste durch harte Thaler erworben hatte, die sechsjährige Adelais zu sich auf das Eiland, wo die bleiche Kleine, deren Köpfchen schon damals wie vom Morgensturme geneigt schien, einen fröhlichen rothwangigen Spielgefährten in dem blos wenige Jahre mehr zählenden Werner fand, der gerade jetzt hier von dem Schulzwange feierte und ihr das Grab der Mutter vergessen machte. Er nannte die Kleine nur sein Schwesterchen, hatte sie aber lieber, als die daheim, obschon er sie auch quälen konnte und ihr manchmal Thränen entlockte, vielleicht eben darum,

weil schon damals, und nach und nach immer mehr, etwas in ihm aufdämmerte, daß er sie doch nicht so recht eigentlich zur Schwester haben wollte. Es ward ihm nur zu bald klar, je öfter er von den höheren Klassen und zuletzt von der Universität in diese Schloß- und Waldeinsamkeit kam, und je schüchterner nun in ihr die entknospende Jungfrau selbst wie eine verzauberte Blume vor ihm stand. Jene Thränen, die sie um ihn geweint hatte, und vielleicht jetzt noch weinte, bannten ihn an sie. Sie war seine unschuldsvolle Zeit, sein besseres Selbst. Er konnte nicht von ihr lassen. Was auch sonst außen ihn noch reizen und bethören mochte; er konnte nicht von ihr lassen! —

Weil er jetzt darüber mit sich im Reinen war, wollte er es auch mit der Tante sein, und sah daher um so gespannter der vorhin unterbrochenen Erklärung entgegen, die ihm mit ihr bevorstand, und in welcher er ihr wichtige Eröffnungen zu machen hatte, die zwischen Beiden zu einer Entscheidung führen mußten, so oder so. Niemand, auch er nicht, vermochte so leicht das Schloßfräulein zu durchschauen, die in allen Dingen äußerst bestimmt, folgerichtig und verschwiegen zu Werke ging. Werner hatte bisher noch nie so recht ergründen können, was sie eigentlich mit dem

Pflegetöchterchen im Sinne trug, um so weniger, weil er selbst über diesen Gegenstand befangen war, sich auch überdies niemals bei Verena ganz frei bewegte. Oft däuchte es ihm zwar, daß sie ein Bündniß zwischen ihren zwei Pathen bezwecke, oft auch wieder, daß sie bemüht sei, dieselben fern von einander zu halten. Es war ein Räthsel da, über welches der Neffe grübelte, er der sich sonst nicht gern den Kopf über etwas zerbrach. Hegte seine Tante nicht vielleicht schon längst den Lieblingswunsch eine Verwandschaft mit ihrem entschlafenen Jugendfreunde noch im Grabe anzuknüpfen? Wollte sie sich seine Nichte zu der ihrigen heranziehen? Oder scheute sie aus geheimen Ursachen wohl gar in solche nahe Beziehung mit der gräflichen Familie zu treten? Die Armuth der Kleinen konnte kein wahrhaftes Hinderniß bieten; das Schloßfräulein hatte ja vollauf für sich und ein junges Paar.

Darüber nährte der junge Mann nicht den geringsten Zweifel. Es ist nicht Sache der Neffen sich dieser Täuschung, viel eher der umgekehrten, zu überlassen. Von jeher gab es nur zu viele Personen, die sich darin gefielen, ihm sein Erbe, auf das sie für ihn und mit ihm spekulirten, in der Perspektive maß=

los zu vergrößern; und auf der Universität besonders fanden nur zu Viele ihren Vortheil darin, es dem flotten Studenten, der lebte und leben ließ, als ganz unerschöflich darzulegen. Sie brauchten dazu nur die Gerüchte zu benutzen, welche über die Finanzen des Schloßfräuleins und die Art, wie dieselben sich anhäuften, im Volke von Mund zu Mund gingen, bunt ausstaffirt, voll Roman. Nein, nicht genug! Verena wurde darin zur mythischen Figur, beinahe zu einer guten Fee, mit wundersamen Kleinodien behaftet. Ihrem Pathen, dem das allerdings hätte frommen dürfen, kannte alle und lachte über alle die Geschichten. Nur Eine Sage, die aber blos in Dunkel und Nacht umherkroch, hätte wohl Niemand gewagt dem Neffen zu erzählen, und es wäre auch Niemandem zu rathen gewesen.

Etwas Anderes, um wieder auf Adelais zu kommen, etwas Anderes als diesen Mangel an äußern Glücksgütern, konnte selbst ein Feind dem Kinde nicht vorwerfen, an dessen Wiege der Schmerz gestanden und diesen Flor von Schwermuth über die Jugendblüte gegossen hatte. Gesetzt sogar das Allerschlimmste, die Pathin wollte die Mitgift verweigern, und nichts zum Unterhalt beisteuern, sah sich Werner durch ein

günstiges Ohngefähr ja selbst vermuthlich bald in dem Falle, eine Frau ernähren, ihr ein sorgenfreies Einkommen bieten zu können. Ein guter Stern hatte dem jungen Theologen Hülfe in der Noth gesandt, gerade noch in der zwölften Stunde, in der letzten Minute. — Er stand jetzt, eben jetzt im Begriffe, der Tante eine Vermittlung vorzuschlagen, welche seine Wünsche mit den ihrigen ausgleichen durfte. Gott läßt leichten Sinn nicht zu Schanden werden.

Drittes Kapitel.

Ein Kaplan.

Auf der Reise, die Verena, gemäß ihres Versprechens, den Neffen antreten ließ, zum Lohne für seine endliche Nachgiebigkeit in ihren Willen, und auf Abschlag künftigen Gehorsams sowohl im Verfolge der nun einmal erwählten Laufbahn, als behufs seiner Ausbildung für den Beruf eines höheren Geistlichen, hatte der junge Mann, nicht unentsprechend auch letzterem Zwecke, manche Bekanntschaften gemacht, und unter diesen namentlich eine, welche für sein Leben von Wichtigkeit werden konnte.

In Paris, in dem Hause eines vaterländischen Gesandten, an den das Schloßfräulein ihm Empfehlungen zu verschaffen gewußt hatte, begegnete unser nicht weniger als geistlicher Tourist einem Landsmann, einer

glänzenden Erscheinung, in jeder Weise hervorragend, schön, geistreich, ritterlich. Fürst Constantin war mit einer halb kriegerischen, halb diplomatischen Mission seines Hofes an den des französischen Cäsars gekommen, und nebenbei um die Interessen seines eignen, bisher reichsunmittelbaren und mit einem Erbamte deutschen Kaiserthums betrauten Hauses zu wahren, das er noch bei Lebzeiten seines greisen Vaters für denselben vertrat. Dabei anlockend und gelockt, durchaus die Freuden nicht verschmähend, von denen dieser verführerische Mittelpunkt der modernen Welt, diese berauschendste und liebenswürdigste unter allen Städten, überschäumt. Gefesselt von dem äußerst angenehmen Wesen des jungen Norddeutschen, das auf Jedermann eine gewisse Magie übte, suchte ihn der Prinz in seine Gesellschaft zu ziehen, was ihm auch nichts weniger als schwer gemacht wurde, da Werner gern den Anlaß ergriff, seinen blendenden Witz spielen zu lassen, wie auch seine wenn auch nicht wissenschaftliche, doch schöngeistige Cultur, denn er hatte sich auf der Universität in allen, nur nicht in klerikalen Dingen versucht.

Konnte man sich einen bessern Begleiter in den Genüssen der Metropolis wünschen, vorausgesetzt daß

man kein Karthäuser war? Werner's geschmeidige Formen, die ihm zur anderen Natur geworden waren, und in denen er sich hier noch vervollkommnete, seine artige Keckheit, die sich gleichwohl nicht haarbreit weiter wagte, als sie eben durfte, seine ganze einschmeichelnde und man möchte fast sagen unbewußt kokette Art: dies Alles nistete ihn immer fester in der Gunst, ja in die Freundschaft des angehenden Majoratsherrn ein und zwar so sehr, daß dieser sich bald, und keineswegs allein für den welschen Aufenthalt, nicht mehr von dem fröhlichen Kumpan trennen mochte, sondern ihm antrug, sich auch einmal Süddeutschland zu betrachten, wo gut Hütten bauen sei, und ihm, dem Prinzen, bei welchem Werner ja jetzt schon gleichsam Cavaliersdienste versah, nach seinen dort gelegenen Hauptherrschaften zu folgen, vorerst nur auf unbestimmte Zeit und ohne alle Verpflichtungen und irgend Verbindlichkeiten, blos als Gast und Wandersgenosse, und zur Probe, ob es ihm dort gefallen würde.

Die Versuchung war groß für den jungen Mann. Seufzend gestand er, daß seine Freiheit daheim verpfändet und er nur für eine Galgenfrist flügge sei. Er klagte seine geistliche Noth.

„Also heilige Fesseln will man Ihnen schmieden?“ lachte der Gönner. „Daraus will ich Sie retten.“

„Das ist nicht möglich.“

„Warum?“

„Weil ich mein Wort halten muß.“

„Wer kann Sie zwingen?“

„Die Noth. Ich darf die Tante nicht vor den Kopf stoßen, weil ich sie brauche.“

„Ich stelle Sie so, daß Sie keine Tante und keinen Onkel mehr brauchen sollen.“

„Die Tante droht mit Enterbung, wenn ich widerstrebe. Es hat aber auch noch ein anderes Häkchen.“

„Ah! ich verstehe,“ sagte der Fürst.

„Es handelt sich nicht blos um das Amt, um die Versorgung,“ fuhr der absonderliche Seelsorger noch kleinlauter fort. „Ich brauche die Zustimmung meiner Fräulein Pathe auch noch zu ganz anderen Banden, in die ich mich schmiegen möchte.“

Der Mäcen besann sich nicht lange. „Es muß also durchaus ein Pfarrherr sein? Ich schaffe Rath, nichts leichter als das: Sie sagen Ihrer Tante, Sie werden bei mir Kaplan im Schlosse. Wer hindert mich einen Hofkaplan zu haben? Die Funktionen sollen Sie eben nicht anstrengen. Ich verspreche

Ihnen, daß es nur ein tituläres Amt ist, eine bloße Sinecure."

Werner sah ihn überrascht an über den glänzenden Einfall, und Beide bedurften eine Weile um ihre Heiterkeit austönen zu lassen.

Ein Hauptzweig des fürstlichen Stammes hatte sich nämlich, bald nach dem dreißigjährigen Kriege, der neuen Kirche zugewendet, nachdem Grund und Boden auch der Reformation zugefallen war. Da gab es genug fette Pfründen; auch fehlte es dem Prinzen gar wenig an gutem Willen, wie an Mitteln, die so eben creirte Position gleichfalls reichlich zu dotiren. Man beredete sich näher über den Plan.

„Ich werde Ihnen einen der Landsitze mit Meierei in meiner unmittelbaren Nachbarschaft zum Aufenthalte einräumen," verhieß Constantin. „Den mögen Sie sich selbst einrichten für die Bedürfnisse einer künftigen Familie. Dort können Sie Ihrer Vorliebe für Oekonomie — ich meine für den Feldbau," lächelte er — „nachhängen, Musterwirthschaften errichten, nach Gefallen norddeutsche Verbesserungen auf meinen Gütern einführen, um sie dadurch in Schwung zu bringen, worauf ich zähle. Kurz, Sie sollen recht — in der Wolle sitzen! Es darf Ihnen nichts

fehlen zum Unterhalt für Weib und Kind — sei es, daß Sie eine gelbhaarige Ehehälfte von der Ostsee mitbringen, oder sich hier eine unserer Schwäbinnen oder Fränkinnen mit dunklen Brauen zum Hauskreuz wählen."

Konnte man sich's schöner wünschen? Ein Pfarrer, und keiner; ein Gutsbesitzer auf andrer Leute Kosten. Niemand hat wohl noch je das, was er möchte, mit dem, was er mußte, glücklicher in Harmonie gebracht. Werner war nun einmal von jeher ein Glückskind.

Am liebsten hätte der Fürst seinen frischgebackenen Freund und Rathgeber — wenn auch nicht in orthodoxen Sachen — gleich entführt. Allein derselbe stellte dem Gönner vernünftigerweise vor, daß sein unterthänigster Diener jetzt vor allem in die Heimath zurückeilen müsse, um die Pathin vorzubereiten und sie für diese neue Wendung seines Geschicks zu gewinnen, zu der das gestrenge Fräulein schließlich ihre Einwilligung nicht verweigern werde, um so weniger, als sich Werner in seinen Berichten theilweise auf den mehr erwähnten Majoratsherrn und Erben ihres eignen verewigten Beschützers, auf den jungen Grafen berufen konnte, mit welchem, wie sie bereits wußte, ihr Pflegling wieder in Paris zusammengetroffen war, und der

sich, hingerissen von dem prächtigen Constantin, auch mit diesem, allem Anscheine nach für das Leben, verbrüdert hatte. — — —

Indem der Neffe jetzt alles dies noch einmal überdachte, hatte er die Glasthüre geöffnet, welche das einzige Fenster des Kabinets bildete, dessen Wände mit Porzellanmalerei getäfelt waren, und sich auf das verschnörkelte Gitter der Altane gelehnt, die in der Front des Schlosses nach der breiten Wasserfläche sah, und dem rings um das Ufer sich schließenden uralten Buchenhain —: so weit das Auge reichte nichts als See- und Waldeinsamkeit; jetzt zum Ueberflusse noch in die tiefste Mittagstille versenkt.

Selbst die Nixen und Elfen dieser träumerischen Scene schienen zu schlummern, und nicht eine einzige Möve regte ihren Silberfittig oben im blauen Himmelskrystall. Während von diesem Werner's Blick zu den Laubkronen schweifte, an denen ihm kein Blatt sich zu regen däuchte, spürte er etwas in seinem Rücken wie das leichte Wehen einer Zugluft.

Leise legte sich ihm auf die Schulter eine kleine Hand, und er zuckte unmerklich zusammen, obschon er fast gewiß wußte, daß es die nicht sein konnte, an die er instinktartig dachte; er griff nach diesen weißen

seinen Fingern, welche sich eiskalt anfaßten, und küßte sie flüchtig.

„Wir haben von ernsten gewichtigen Dingen mit einander zu reden,“ lispelte die Tante noch in einer feierlich gehobenen Stimmung von dem eben beendigten geistlichen Zuspruche der Pfarrherrn, welche das Schloßfräulein bis an die pomphafte Doppeltreppe zurückbegleitete. „Wir haben von ernsten, gewichtigen Dingen mit einander zu reden, mein liebes Kind.“

Herzhafter als sonst ihr gegenüber, ohne länger zu zögern, erzählte er frischweg seine Begegnung in Paris, schilderte Verena den Fürsten von ihrem Standpunkte aus, d. h. sagte ihr von jenem nur, was ihr gut zu wissen war, hauptsächlich die durch sein Dazwischentreten so rasch und günstig erfolgte Entscheidung für die theologische Bahn, was die Tante, die noch vieler Kämpfe gewärtig gewesen, veranlaßte froh überrascht die Hände zu falten und Gottes Wege zu preisen. Im verborgensten Hintergrunde ihres Herzens, vielleicht sich selbst unbewußt, hatte sie stets von einer Hofpredigerstelle für ihren Adoptivsohn geträumt. Der Anfang bei einem mediatisirten Herrn mochte leicht einmal noch höher hinauf, bis in die königliche Residenz führen.

Das Vergnügen sollte aber nicht lange ungetrübt bleiben. Der hoffnungsvolle königliche Beichtvater, nicht ohne einen Rückfall ehemaliger Beklommenheit, setzte nach einer kleinen Pause hinzu:

„Dabei hoffe ich freilich auch noch auf eine kleine Vergeltung meiner schleunigen Fügsamkeit, wenn ich so früh schon, gegen alle meine sonstigen Neigungen, mich in das Joch der Kirche spannen lasse."

Verena horchte auf.

„In Ihrer Hand liegt es, Tantchen," fuhr er fort, „mich für alle Opfer, die ich bringe, zu entschädigen. Sie können mir eine Lebensgefährtin schenken, die...."

„Ihre feinverwobenen Brauen zogen sich etwas in die Höhe. Sie ließ ihn nicht ausreden: „Dazu ist es noch viel zu früh, darüber wollen wir uns jetzt noch nicht die Köpfe zerbrechen, Kleiner."

„Ich kann keine Andere lieben, als die, welche Sie für mich heranbildeten. Sahen Sie nicht diese Liebe keimen, haben Sie sie nicht selbst gepflanzt? Einzig von Ihnen, Tantchen, will ich mein Glück empfangen. Ich kann es nur mit Adelais finden."

„Sie paßt nicht für Dich, ich habe andere Absichten mit Dir, mit ihr."

Er zuckte die Achseln: „Adelais oder Keine."

„Mit der Tochter der Frau willst Du Dich verbinden, die mich bis zum letzten Todesröcheln gehaßt hat?“

„Mit der Tochter der Frau, deren guter Engel Sie noch auf dem Sterbebette gewesen sind.“

„Sie ist nichts für Dich.“

„Außer ihr sind Alle nichts für mich.“

„Es streitet gegen meine Ueberzeugung und noch mehr gegen mein Gewissen; ich werde meine Einwilligung nie geben.“

„Dann werde ich suchen dieselbe zu entbehren. Der junge Graf ist selbst damit einverstanden, daß ich seine Cousine heirathe; wir haben uns, er und ich, darüber schriftlich und mündlich gegen einander erklärt.“

„Hier hat Niemand etwas einzureden, ich vertrete Mutterstelle.“

„So segnen Sie auch wie eine Mutter.“

„Ich kann auch fluchen, wie eine Mutter, kann enterben.“

„O behalten Sie Ihre Schätze; ich bedarf deren nicht, Dank meinem großmüthigen Freunde, der mir schon jetzt eine sorgenfreie Existenz gründet.“

„Ich verbiete Dir, an das Mädchen zu denken.“

„Ich hänge den Pfarrer an den Nagel, wenn sie nicht Pfarrerin wird.“

„Ich werde sie vor Deinen Nachstellungen zu sichern wissen. Lieber lasse ich sie gleich mit einem Andern trauen.“

„Gut, dann ist dies unser letztes Wort, das wir mit einander verlieren.“

Er zog die Uhr heraus: „Besinnen Sie sich! In fünf Minuten reise ich wieder ab, zum östreichischen Heere, wo mir eine Lieutenantsstelle gewiß ist, wenn ich nicht gar in die weite Welt hinausgehe, über das Meer, wie mein Onkel, Ihr Bruder, von dem Sie auch im Leben nicht wieder gehört haben. Einerlei unter welcher Fahne ich diene und falle, wenn ich nicht für Adelais leben soll. In der ersten Schlacht will ich mich in die feindlichen Schwerter stürzen und ....“

„Nur nicht so laut! Wollen wir Fremde zu Zeugen dieser Scene machen? Nur nicht so ungestüm! Immer noch das heiße Blut!“

Verena schüttelte sanft lächelnd das Haupt. Dann fuhr sie fort: „Kind, Herzenskind, ich wollte Dich ja nur auf die Probe stellen, ob es Dir ernst ist mit Deiner Neigung, recht manneserust, fest und treu, keine jugendliche Schwindelei, kein Studentenstreich;

denn für dergleichen wäre mein Pflegetöchterchen zu gut. Ihr seid Beide noch so jung, kennt Euch selbst noch nicht recht. Prüft Euch nur noch vorerst. Es ist solch ein verhängnißvoller, schwerer Schritt!" — Sie seufzte.

„Tantchen, wenn man sich zu lange prüft, so kommt man endlich, wie Sie, gar nicht mehr dazu."

„Wart', Schelm, ich will Dich über eine alte Jungfer spotten lehren!" Innerlich dachte sie: „Er lacht — Gott sei Dank, die Gefahr ist vorbei!" — Laut fügte sie hinzu: „Beruhige Dich ganz, hörst Du? Laß mich nur machen, Du sollst zufrieden mit mir sein. Nur noch ein wenig Geduld, es wird alles gut werden."

Sie reichte ihm die Hand, die er nicht mehr aus der seinen ließ, unter kräftigem Drucke. „Aber eins, Werner, versprich mir: Daß Du nichts übereilen willst, und daß Du die schüchterne, zarte Mädchenseele nicht allzusehr bedrängst, hörst Du?"

Er gelobte es und zog die kleine schneeige Hand an sein Herz, wie um den Accord zu besiegeln.

Viertes Kapitel.

In meiner Familie vergißt man nicht.

Gleich nach dem Mittagsmahle, das festlich zwar im großen Saale, an geschmücktem Tische, jedoch mit Stille und ziemlicher Befangenheit der betheiligten Hauptpersonen verlief, in Gegenwart des Ortsgeistlichen, den wir bereits kennen, und der übrigen Gemeindevorsteher, welche zwar einengend sonst, gleichwohl heute eine gewisse Erleichterung für die Familienmitglieder gewährte, hatte Werner eine Gelegenheit gefunden, sich wenn er irgend Lust dazu verspürt, seines der Tante vor dem Speisen verpfändeten Worts zu erinnern, indem es dem Umherstreichenden glückte, auf der Pelouse seitwärts vom Schlosse, in dem mit farbigem Kiese bestreuten Nebengange, welcher sich längs den mit Spalier bedeckten Mauern

erstreckte, das Mühmchen, wie er sie häufig nannte, zu erspähen, ein Körbchen mit frischgepflücktem Tafelobst am blendenden Arme, das duftig und rothwangig aus dem blaßgrünen Weinlaub hervorlachte. Werner berichtete ihr, worauf er sich trefflich verstand, just auch wieder genau nur so viel, als ihr gut zu wissen war, von seinem Gespräche mit der Tante; vorzugsweise aber und mit besonderer Betonung deren Erlaubniß, daß sie sich beide, er und Adelais, „einander prüfen" dürften; und ging alsbald, da ihm Letzteres für den Moment gerade nicht nöthig däuchte, hastig zu einer Schilderung von seinem Verhältnisse mit dem Fürsten über und dem für die Braut im Süden bereiteten Paradiese.

Wie vor einer Weihnachtbescheerung schlug Adelais die Sammethändchen zusammen, auf deren reine, makellose Form vor allem, auf deren Weiche und Weiße ihr Freund solchen übertriebenen Werth legte. Mit einem Schauer von Glück, der mehr war als blos Erstaunen, sagte sie: „Soll ich denn so selig werden hienieden? Das haben mir die Eltern droben im Himmel erbeten." Und mit einem Sturme, welcher gegen ihre sonstige Sanftheit abstach, setzte sie hinzu: „Aus diesen Wänden soll ich durch Dich befreit wer-

den! O, nimm mich bald, nur recht bald von hier!"

„Was hast Du, Engel?"

„Erlöse mich von diesen Leuten!"

„Von wem, Adelais?"

„Von ihr!"

„Von wem?"

„Von dieser Frau ...."

„Von Deiner Wohlthäterin?"

„Von meiner Wohlthäterin! Ich trage schwer an ihrer Wohlthat, ich erliege ihr, sie erdrückt mich beinahe diese Wohlthat. Sie hat meiner Mutter schon auf dem Haupte gebrannt, und lastet noch auf ihrem Grabe wie ein Stein, ein hartes Leichenmal, das die Schlummernde da unten zermalmt."

„Kind, ich verstehe Dich nicht, ich erkenne Dich nicht wieder."

Das lang bezwungene Gefühl brach jetzt doppelt gewaltig hervor, wie ein Gebirgsbach, alles mit fortreißend, zum Strome angeschwollen.

„Du siehst mich verwirrt an," sagte sie immer schneller, immer leidenschaftlicher. „Du siehst mich verwirrt und zweifelnd an, Du hältst mich für undankbar. Ja, ich bin es! Ich bin es! Ich habe es

mit der Muttermilch eingesogen, und noch im letzten Hauche der Sterbenden hat es mich angeweht. Während mich ihre kalten, zitternden Hände dieser Frau übergaben, während die entfärbten Lippen diese Frau segneten, sagten mir die mächtig großen, schwarzen, flammenden Augen der Mutter: „Hüte Dich vor ihr!“ — Und wenn es Sünde von der Mutter war, und wenn es Sünde von mir ist, ich kann nicht anders, es ist mir angeboren. — O, wir haben es Beide büßen müssen, und ich muß es noch täglich, stündlich büßen, von klein auf! Verzeih mir, Werner, es ist Deine Tante, sie mag eine Heilige sein, ich will ihr ihre Glorie nicht nehmen. Ich muß mich vor ihr im Staube beugen .... Und Du selbst, Werner, hast Du denn je ein Herz für sie gehabt? Schon als kleiner Knabe hast Du Dich lieber davon gestohlen und lieber, in einem Winkel versteckt, mit zerlumpten Jungen Schwarzbrod gegessen, statt des Marzipans, den Dich die Tante aus silbernen Körbchen naschen ließ. War es Dir nicht, je weiter Du von ihr und ihrem seidnen Sopha flüchten konntest, desto wohler? Warfst Du Dich nicht lieber, als daß Du auf ihrem Lager saßest, auf die Streu unter den Pferden und Kühen? Du, das Schooßkind, der Einzige, für den ihr schweig-

sames Marmorgesicht ein Lächeln, ihr Blick einen helleren Glanz hat! Du, dessen Anwesenheit bei ihr für uns Alle gut oder schlecht Wetter macht."

„Kind, weiß Gott! ich glaube Du bist eifersüchtig auf die Tante."

„Keine Scherzworte, Werner! Es ist bitterer Ernst. Es wühlt schon lange in mir, Du ahnst nicht was meine Mutter von Fräulein Verena litt; und wenn diese auch nichts verbrochen hätte, gar nichts, als ihre Barmherzigkeit und ihre allzeit fertigen Hülfleistungen, wenn meine Mutter alle Schuld trüge, ganz allein, so litt sie doch von ihr!"

„Adelais, aber das ist ja Fanatismus! Ich kenne Dich nicht mehr."

„Du kennst mich erst jetzt. Ich habe es lang unterdrückt, endlich muß es einmal heraus. Nun ja, Fanatismus! Man hat ihn mir eingeflößt, er ist mit mir groß geworden. Ich, ich hab' es mit angesehen, ich hab' es erlebt, die Marter. Niemand kann das wissen, auch Du nicht, nur ich. Auf meine damals noch lichten Locken weinte meine Mutter. Es war der Thau, der meine Jugend tränkte. Es war das Geheimniß zwischen der Einsamen und Gott. — Nur ich hab' es aus ihren Augen, von ihren Lippen ge-

lesen! Kaum daß ihr einmal, wenn es stärker ward als sie, eine Klage entschlüpfte gegen ihr Kind. Manche Thräne, manches Wort, die mir damals in die Seele fielen, habe ich erst später ganz verstanden, als ich es mit andern Erinnerungen und da und dort aufgefangenen Reden, mit den Papieren aus ihrem Nachlasse, mit ihren Briefen an meinen Vater, mit ihren Gedenkbüchern zusammenhielt, und alles verglich und aneinander reihte. Dir will ich es vertrauen, wie in der Beichte, damit Du mich verstehst, weil ich Dich liebe, weil Du das einzige Geschöpf warst nach dem Tode der Mutter, an das ich mich anschließen konnte, Du mein Spielgefährte, mein Bruder! ich hatte sonst Niemand, und habe Niemand als Dich!"

Sie schmiegte sich an ihn, er sah sich um, ob Niemand lauere, und drückte ihr Köpfchen an seine Brust, als er keinen Späher gewahrte. Dank dem Grundsatze der Tante, den sie mit manchen andern vortrefflichen Hausfrauen theilte, wenigstens im Jahre einmal regelmäßig Gesindewechsel vorzunehmen, was sie „einen neuen Boden legen" heißen, zeigte sich von der dem jungen Reisenden noch völlig fremden Dienerschaft weit und breit Keiner, der in die obwaltenden Verwicklungen irgendwie hinreichend eingeweiht war, um

das Zusammentreffen der zwei Kindheitgenossen zu bemerken, viel weniger zu beobachten.

So sehr unsern Kandidaten zum Hofprediger diese hingebenden treuen Worte der Liebsten beseligten, so sehr ängstigte ihn doch auch wiederum die sich darin verrathende Exaltation, und er wußte, aufrichtig gesagt, nicht so recht was eigentlich damit anfangen, obschon er gar zu gern den Kaplan dieses Herzens machte. Seine Freundin ließ ihm jedoch keine Zeit zu Betrachtungen. Sie machte sich von ihm los, und indem sie hochaufgerichtet, glühend vor Erregung und Zorn, mit blitzenden Augen vor ihm stand, das heute Morgen noch so zaghafte Mädchen, so schön und herrlich, daß er sie verwundert, aber auch mit Erschrecken betrachten mußte, begann sie von Neuem:

„Hat doch Deine Tante, mag es auch nicht vorsätzlich und in böser Absicht geschehen sein, meine Mutter schon früh von der ersten Stelle in ihrem Elternhause, und in dem Herzen ihres einzigen heißgeliebten Bruders verdrängt. Das ihrige öffnete sich erst, als sie diese doppelte Heimath fast verloren sah, einer andern Neigung, und auch in dieser wurde sie von der nämlichen Gegnerin bekämpft. Ein junger anziehender Mann befand sich in der Nähe, von höchst

interessantem Aeußeren und gediegenem, wahrhaft edlen Charakter. Es war der Sohn des ersten Beamten auf den Gütern meines Onkels. Er hatte studirt und bereitete sich auf eine Anstellung bei der Regierung vor. Alles prophezeite ihm wegen seiner Kenntnisse eine rasche Laufbahn. Im Schlosse dagegen wußte man noch mehr seine Talente zu schätzen, seine feinere Geselligkeit, seine musikalische und dichterische Begabung. Häufig empfing er Einladungen dahin, denen er nur zu gern folgte. Die Leute behaupteten, daß Fräulein Verena, damals schon etwas im Verblühen, gleichwohl noch immer eine ausgezeichnete Erscheinung, ihn begünstige. Sie soll von jeher ernst und zurückhaltend aufgetreten sein, für ihn verrieth sie aber doch eine Vorliebe, ja eine Schwäche. Vielleicht war es das einzige Mal, daß sie wirklich jugendlich fühlte, daß ihr Herz wärmer für einen Einzelnen schlug, statt für die gesammte Menschheit, deren Dienste sie seitdem sich weihte.

Sie scheint auch die Erste gewesen zu sein, selbst noch vor der Betreffenden selbst, welche entdeckte, daß der angehende Jurist zwar für Jemand schwärme, aber nicht für sie. Man sagt, sie hätte sich wohl entschließen können, Herrn Otto zu lieb, ihre sonstige

Abneigung gegen ein eheliges Bündniß zu überwinden und zu diesem Ende ihre vortheilhafte vielbeneidete Stellung im gräflichen Hause aufzugeben. Gleich als sie spürte, daß sich zwischen ihm und der jungen Comtesse mehr wie bloße Sympathie rege, sprach die Gesellschafterin, Erzieherin könnte man fast sagen, offen mit ihm darüber, als Freundin. Sie warnte ihn, zeigte ihm die Gefahr. Allein wenn man „Feuer!" ruft, ist es oft schon zu spät es zu löschen. Ueber die Lippen freilich wagte sich ihm noch kein Geständniß; aber es muß ihm doch vom Antlitz geleuchtet haben. Die Gräfin verstand ihn und kam seiner Huldigung entgegen. Kein Widerspruch half mehr, am wenigsten der, den meine Mutter für den feindlichsten erklären mußte; sie hatte nur zu schnell die Nebenbuhlerin herausgefühlt. Der Wind, der gegen die Flamme blies, fachte sie nur noch höher an.

Ich kann nicht zu ausführlich sein. Du kennst die Geschichte in der Hauptsache. Das weißt Du jedoch nicht, wie Deine Tante diesen Frühling, diese Wonne, diese Liebe verfolgte. Es mag ihre Ueberzeugung, sogar ihre Pflicht gewesen sein, Grundsatz, Klugheit, das darf ich nicht bestreiten. Aber, wenn auch unwillkürlich, Eifersucht mischte sich doch ein, die

unerbittliche, unversöhnliche Eifersucht. So stand Verena auch jetzt wieder starrer als je zwischen den Geschwistern, die sie endlich ganz zu trennen vermochte; nicht so die Liebenden. Sie konnte die Kluft der Standesvorurtheile, von denen sie wohl selbst einst zu dulden hatte und noch dulden mußte, nicht ausfüllen; allein sie hätte um so mehr vermitteln sollen und manches ebnen können. Sie also war es doch, die noch zuletzt meine Mutter aus dem Elternhause, dem Ahnenschlosse ganz verstieß und in die Fremde verbannte.

Ist es da nicht verzeihlich, wenn meine Mutter Deine Tante als die Urheberin ihres ganzen Elends betrachtete? wenn sie derselben die Schuld der Entbehrungen, der Armuth und Niedrigkeit des neuvermälten Paares, der verkümmerten Carrière meines Vaters, seines Kränkelns beimaß? ja wenn sie Verena sogar anklagte, ihn seiner Familie entrissen, ihn gemordet, seiner Gattin das Grab gegraben, und sein Kind zur doppelten Waise gemacht zu haben? Schilt uns nicht ungerecht, verdamme uns nicht — der zertretene Wurm krümmt sich. Das ist ja der Uebelthat Uebelstes, meine Mutter wiederholte es oft, daß sie nicht nur den, der sie übt, sondern auch den, der sie erduldet, verschlechtert! Freilich als alles zusammenge-

brochen, alles niedergebrannt war, als alles in Trümmer und Schutt lag, und man uns nichts mehr nehmen, nur geben konnte, da erschien sie und schüttete ihr Füllhorn über uns aus. Und nun kommt das Herbste. Sich das Almosen gefallen lassen müssen von der Todfeindin, begreifst Du, was das heißen will? sich als Bettlerin zu zeigen, von der Gnade zu leben, verzeihe mir, Werner, von der Gnade der ehemaligen — Dienerin!?" — —

Sie schöpfte Athem. Während der Pause sagte er bei sich selbst: „Das ist das aristokratische Blut in ihr: diese Taube und doch solches Gift!" — Er überlegte, ob es nicht doch gewagt sein dürfte, sein Geschick mit dem ihrigen zu verketten; sie jedoch, arglos über diese Zweifel, fuhr fort:

„Sie war die Siegerin, sie stand in ihrer Großmuth bewundert und bewunderungswürdig da. Sie vernichtete mit ihren Segnungen, zu ihrer Ehre will ich's denken, ohne es zu wissen. Kannst Du noch nicht verstehen, was diese zwei Frauen empfinden mußten, einander gegenüber, die nicht von einander loszukommen vermochten, diese zwei Frauen, für welche doch die Welt zu eng war? Beleidigerin oder Beleidigte, Verena's Wohlthaten brannten wie glühende Kohlen

auf dem Haupte meiner armen Mutter. Sie hegte, ob mit Recht oder Unrecht, will ich nicht entscheiden, den Verdacht gegen jene, daß sie es nicht so ernst meine mit der Versöhnung zwischen den Geschwistern; denn sie hatte unbedingte Gewalt über den Grafen erlangt. Es war ein räthselvolles Band zwischen den Beiden, das darfst Du mir glauben, Keines konnte mehr von dem Andern lassen. Es scheinen unheimliche Gerüchte darüber in Umlauf gewesen zu sein: von einer Wurzel, einem Alräunchen, was weiß ich? von einem gebrauten Trank . . . ."

„Also auch noch Hexerei, Adelais! Hast Du nicht genug der Unthaten für Deine Pathin, die Dir doch kein so übles Asyl aufgethan, die Deiner Mutter treulich Wort gehalten und Deine Kindheit gewissenhaft gepflegt hat?"

„Du nimmst Parthei gegen mich, Werner?"

„Nein, aber es betrübt mich, Engel, Dich unerkenntlich zu sehen. Ist denn alles ausgelöscht, was die Tante für Euch that, wie sie sich aufopferte. Kannst Du ihr absprechen, daß sie edel handelte?"

„Es ist nur ein neuer Fluch dieser Wohlthaten, daß ich sie jetzt auch in Deinem Munde finde, daß

sie selbst auf Deinen Lippen sich gegen mich kehren! Was Deine Tante uns gespendet, wägt nicht auf, was sie uns entzogen hat. Ohne sie lebten meine Eltern noch in der Kraft der Jahre, mein Vater in hoher Stellung, meine Mutter in dem ihr gebührenden Besitz und Rang, ohne sie wären wir jetzt eine glückliche, geehrte Familie. O ich bin gesättigt von diesen Wohlthaten!" rief das Mädchen, denn sie war nun wirklich zuletzt, wie alle Menschen, denen man zu viel nimmt und zu viel giebt, undankbar geworden.

„Du bist nicht umsonst ein Advokatenkind, weil Du so gern streitest," lachte Werner, obgleich er vom Lachen nie weiter entfernt war. „Die Tante hat Dich verzogen, das allein kann man ihr vorwerfen." — Er scherzte, aber im Stillen meinte er es im Ernste.

„Siehst Du," sprudelte sie fort, „bis in mir noch hat Verena meine Mutter verfolgt und verfolgt sie noch täglich Ihr Andenken, jede Eigenthümlichkeit soll bei mir ausgerottet sein. Deine Tante hätte mir sicher auch jene Tagebücher, jene Briefe, meine besten Kleinodien, meine Heiligthümer, weggenommen, wenn ich sie nicht vor ihr verborgen. Jeden Aufschwung will sie lähmen, nur recht nüchtern, recht hausbacken soll ich sein."

„Ich möchte sie entschuldigen," wandte der Neffe kleinlaut ein, „wenn sie es für Pflicht hält, Deine lebhafte Phantasie, Kind, zu zügeln, um Dich vor den Klippen zu bewahren, an denen Deine Mutter strandete" ....

„Nun, Du, sollte ich meinen, brauchst Dich am wenigsten über meine Phantasie zu beschweren," entgegnete seine Geliebte spitz, besann sich aber wieder und setzte in anderem Ton hinzu: „Mein Werner, Du kennst die Möveninsel gar nicht, für Dich zieht sie ein Sonntagskleid an. Du weißt nicht, was das heißt, in dem goldnen Käfig zu schmachten, Tag für Tag, immer dem Gnadenbilde gegenüber, der wunderthätigen Marmorfigur, mit dem glühenden Haß im Herzen die Feindin gefeiert, wie eine Heilige, zu sehen in ihrer Glorie, umherzuwandeln als lebendiges Denkmal ihres Edelmuths! Es macht mich noch wahnsinnig. Gegen meinen Willen zwingt sie mir Ehrfurcht ab. Aber auch sie hegt eine Abneigung gegen mich, wenn sie es auch sich und Niemand eingestehen mag. Sie verzeiht mir nicht, daß ich das Kind meiner Eltern bin, daß ich bin. Das spüre ich durch alle Adern. Sie wird Dich mir nie von Herzen gönnen. Ich versehe mir nichts Gutes von ihr. Darum erlöse

mich aus diesen Mauern, erlöse mich von diesem Weibe, von meiner Wohlthäterin und ihren Wohlthaten, gegen die sich alles in mir empört, Werner, Werner, und noch von Jemand, noch von Jemand Anderem!"

Ihre Stimme erstarb in leisem Geflüster und Stöhnen, weil man Tritte auf dem Kiese hörte, leichte, schleichende Tritte, welche sich rasch näherten. Durch eine der bogenartigen Oeffnungen des hochgewölbten Traubenganges, erspähte das Paar, sich in die Smaragdschatten so tief als möglich zurückziehend, und hinter einem Vorhange von herabsinkenden Rebengewinden geborgen, einen wohlgekleideten jungen Herrn von schlanker, hübscher Figur, der nachdenklich und zerstreut, ohne die Liebenden zu gewahren, auf dem schmalen Nebenpfade am Spalier hineilte.

Ihre Augen folgten ihm mit Spannung, bis er vorbei war. Der Neffe des Schloßfräuleins sah seine Braut fragend an, sie nickte mit dem Köpfchen, als wollte sie sagen: „ja, der ist es!" und legte den Finger auf ihren Rosenmund. Es war der nämliche junge Mann, welchem jener gleich bei seinem Eintritte in das Schloß begegnet war; er hatte den ihm von jeher unleidlichen Verwalter nur zu gut erkannt. Es

bedurfte kaum des Winks, die schon längst unter der Asche glimmende Eifersucht von Neuem anzufachen. In diesem Auflodern vergaß unser Theolog schnell sein Bedenken von vorhin über die Heftigkeit und den Wiederspruchsgeist, wie über die Phantasie seiner Zukünftigen. Sobald der Andere in der kleinen Pforte verschwand, die einige Stufen empor, zu dem mit Epheu umsponnenen Seitenthürmchen führte, welches das Gebäude flankirte, strich sich Werner mit der weißen Hand über die Stirne und durch die seidnen Haare.

„Ich muß hinaus, Adelais," sagte er, „es treibt mich in's Freie und Kühle nach all den Erregungen des Tags; sage der Tante, daß sie mich nicht zum Thee erwarten möge; wir haben ja Mondschein." —

Nach diesen Worten pfiff er den Hunden und rief den Jägerburschen, um sich von ihm die Flinte über die Schulter hängen zu lassen. So stand er nach der Gespielin zurückblickend unter den Wipfeln am Gartengitter, vom Abendrothe angestrahlt.

Sie sagte wehmüthig: „So leicht gehst Du schon wieder von mir? Werner, wenn Du mich je vergessen könntest! In meiner Familie, Werner, vergißt man nicht. In meiner Familie — stirbt man."

Sie sah ihm lange nach, bis des Freundes behende Gestalt sich unter den Stämmen und Zweigen verlor, und auch die lustigen Töne der ihn umspringenden Thiere verhallten.

Fünftes Kapitel.

Ein alter Secretair von Mahagony.

Auf einer Schneckenstiege, welche in dem epheuumkleideten Thurme in das obere Stockwerk und in die Corridors führte, die mit den Wohnzimmern der Eigenthümerin zusammenhingen, begab sich unterdessen der Verwalter zu derselben, um ihr noch Bericht zu erstatten über einige, von ihr für die Feier des Tags angeordnete Austheilungen von Lebensmitteln und Geld, sowohl an Untergebene, als an Bedürftige überhaupt. Er überreichte ihr verschiedene darauf bezügliche Papiere.

„Ich danke Ihnen, Herr Bernhard," sagte sie, beschäftigt dieselben zu überfliegen. Er blieb hinter dem Fauteuil der Dame stehen, auch als die Papiere wieder zusammengefaltet und bereits bei Seite gelegt waren.

„Es ist gut, Bernhard, sagte sie abermals, ohne sich vom Schreibtische nach ihm umzusehen.

Da trat der junge Mann vor, und mit jener zuversichtlichen Höflichkeit, welche beinahe Unverschämtheit wird, begann er sehr geläufig hochdeutsch: „Ich wollte mir auch noch erlauben, Fräulein Verena, Sie dringend an Ihr gefälliges Versprechen zu erinnern, meinen Bewerbungen um Ihre Pathe gütigst Vorschub zu leisten; es scheint mir geeignete Zeit dazu."

„Mein guter Bernhard, über das Knie läßt sich das nicht abbrechen. Das Kind ist auch noch viel zu jung — wie könnte ich es verantworten, Adelais so früh schon binden zu wollen? Die erste Bedingung bleibt die, daß Sie sich der Zuneigung des Mädchens versichern: Ich habe heilige Pflichten gegen sie übernommen, die ich nicht verletzen möchte."

Als er immer noch keine Miene machte sich von der Stelle zu bewegen, warf ihm das Schloßfräulein ein befehlendes „Guten Abend, Herr Bernhard," hin, was ihm alles längere Verweilen abschneiden sollte.

Trotzdem rührte er sich noch immer nicht. Er stand wie angewurzelt, sah vor sich hin und spielte harmlos mit den Enden seines blauseidenen Halstuchs.

„Fräulein Verena," fing er von Neuem an, ganz unbefangen, nur noch freundlicher als vorhin, und ließ gemächlich jedes Wort fallen. „Fräulein Verena, Sie scheinen Ihre Ansichten geändert zu haben. Ich möchte wohl die Ursache davon wissen. Vielleicht der Besuch Ihres Herrn Neveus? Oder auch blos die Zuschrift irgend eines Ihrer vielfachen Correspondenten aus Nord oder Süd? Denn es kann zuweilen vorkommen, und man hat ja auch Beispiele davon, daß Briefe einlaufen, von deren Eintreffen außer dem Empfänger Niemand erfährt und auch nur etwas ahnet, Niemand, es sei denn, wenn durch irgend einen Zufall irgend Jemand faktisch zu der Kenntniß gelangt, und zwar Briefe über Land und Meer. Dergleichen pflegt zuweilen zu geschehen."

Das Schloßfräulein saß kerzengerade in ihrem Armstuhle vor dem Bureau, hoch aufgerichtet, als wollte sie sich noch ein Paar Zoll mehr zusetzen. In ihrer Physiognomie wechselte nichts. Nur wer sie so genau kannte, und so scharf fixirte, wie es der Verwalter in diesem Augenblicke am Schlusse seiner Rede that, hinter der Brille vor, mochte bemerken, daß am Mundwinkel ihre Unterlippe ein klein wenig zitterte, was sich aber sogleich wieder verlor.

So hastig, als es ihr besonnenes Wesen zuließ, entgegnete sie jetzt: „Wir sprechen gelegentlich bei mehr Muße ausführlicher über die Sache. Es hat mit meiner Zusage sein Bewenden. Zwischen uns bleibt es beim Alten, lieber Bernhard. Sie werden stets bei mir Unterstützung für Ihre Wünsche finden. Zählen Sie auf mich."

Mit einer stummen Verbeugung entfernte er sich.

Als sie allein war in dem allmählig dämmernden Gemache, ging eine tiefe Verstimmung über ihre sonst so glatten Züge, ein tiefer Groll. Die edelgebogenen Brauen zogen sich noch näher zusammen unter der blendenden Stirne, auf der man noch nicht die leiseste Furche einer Falte entdecken konnte, und welche die Dame jetzt, wie Jemand, der recht müde ist und Kopfschmerz hat, in die aufgestemmte Hand legte. Doch sogleich fuhr sie wieder in die Höhe; Verena durfte sich heute noch weniger als sonst selbst gehören. Ihr feines Ohr hat Ruderschlag erlauscht. Plötzlich schmettert eine Fanfare. Das Schloßfräulein weiß, was das bedeuten soll. Sie eilt hinüber in den großen, von Blumen duftenden Mittelsalon, wo man an diesem Tage den Thee zu trinken pflegt, und auch schon vor dem Divan der runde Tisch einladend steht, mit be-

reits angezündeten Kerzen, weißschimmerndem schweren Silbergeräthe, wohlgerathenem Gebäcke aller Art, geräuchertem Fisch und Fleisch, sie tritt durch die weitoffnen Glasthüren hinaus auf die Hauptaltane zu der Adoptivtochter, welche dort die Tante und das Ständchen erwartet.

Die Musiktöne brausten auch jetzt schon, mit Verena's Erscheinen, über die von hundert Fackeln und farbigen Laternen mährchenhaft erhellte Flut, auf welcher eine kleine Flotte von Nachen schwamm, deren Inhaber Schwärmer, Racketen und Leuchtkugeln in die königlichen Wipfel steigen ließen und hoch hinauf in den dunkeln Aether, gemischt mit Freudenruf und Lebehoch für die gute und weise Schloßfee. Männer aus dem Orte und der Umgegend, denen sich auch noch Bewohner des nächsten Städtchens anschlossen, sogar der ganzen Provinz, hatten sich nämlich geeinigt, zum Ausdrucke der allgemeinen Dankbarkeit und Verehrung, eine Feier zu bereiten.

Da oben auf dem Söller standen jetzt die zwei Frauen nebeneinander über den Wogen und dem magischen Schauspiele.

Mit was für ganz anderem Gefühle, als die Menge dort unten voraussetzen mochte, schaute Adelais,

deren weißes Gewand im Dunkel schimmerte, auf die ihrer Pathe gebrachten Huldigungen, welche die Spitze des Wiegenfestes bildeten, ja des ganzen Lebens, dessen Anfang sie verherrlichten! Indem des Mädchens Blicke sehnsüchtig den fliegenden Sternen folgten, die hinaufschossen in den Himmel, in das Unendliche, um nach wenigen Sekunden schon wieder herabzusinken und in den mächtigen Wellen zu erlöschen, dachte sie an Liebe und Glück, und ein Seufzer hob den jungen Busen.

Nachdem die Lichter wie die Klänge, Instrumente und Stimmen, verrauscht waren, traten beide Damen in den Saal zurück an den einsamen Theetisch. Wortkarg saßen sie einander gegenüber, das alte und das junge Fräulein, neben dem leeren Stuhle des Neffen, und nippten jede an ihrer Tasse. Ueber den Rand hinaus streifte Verena's Auge den ungemein sorgfältigen Putz ihres Pflegekinds, die frischen Blumen, welche sie sich in ihre schwarzen Locken gesteckt hatte, unter dem Vorwande des heutigen Geburtstags, und deren Farbenglut im Kerzenscheine mit den weißen Sammetwangen einen lieblichen Gegensatz bot. Er kam noch immer nicht, der Erharrte. Wenn die Tante nur noch nicht aufsteht! Jetzt rückte sie den Stuhl, früher als sonst.

Sie mochte nach einem Tage so voll Bewegung und Repräsentation endlich doch auch nach Ruhe verlangen; sie nahm dem Bedienten, der ihr vorleuchten wollte, die Girandole aus der Hand, mit einem Winke dazubleiben, und schlüpfte lautlos aus dem Einen Thürflügel, und durch eine fast schauerlich finstere und öde Reihe von Gemächern, über mehrere eben so wenig erhellte Gänge, in ihr eigenes Apartement zurück, das abgelegenste und einsamste von allen. Das Fräulein riß stark an den schweren grünen Trobdeln, man hörte jedoch nicht schellen, und es währte schier eine Viertelstunde ehe das Kammermädchen, dem das Klingeln galt, erschien: so weit hatte sie von ihrem Oeil-de-Boeuf im andern Flügel bis in das Schlaf- und Toilettenzimmer der Herrin.

Diese, der es zu lange dauerte, hatte indessen behende mit kundigen Fingern ihre grauseidene Robe aufgenestelt und abgestreift, im Begriffe sie auf das Pünktlichste über eine Chaise longue zu breiten, und die eben eintretende Zofe nichts mehr zu thun als, freilich mit vor Angst zitternden und darum ungeschickten Händen, die Dame, welche kaum ihre Ungeduld zu meistern wußte, in das schneeweiße Negligée zu hüllen, das sich um die fein, man dürfte sagen

klassisch, geformten Glieder schmiegte, welche aber nicht nur die Rundung der Jugend verloren hatten, sondern auch sonst abzumagern anfingen.

Froh die Bedienung wieder los zu sein, die sie sich überhaupt, wie es schien, nur der Form nach gefallen ließ, und doppelt froh sich heute nun bald vollkommen ungestört zu wissen, schickte sie sogleich die Zofe fort, und schloß hinter ihr die Pforte auf das Sorgfältigste, untersuchte auch noch einmal die mit Eisenstangen verwahrten Laden des Eingangs vom Balkon, und die zum Ueberflusse davor herabwallenden dicken Vorhänge; verriegelte sogar die zu beiden Seiten nach den Nebenstuben führenden Thüren.

Was hat sie vor? Will sie sich denn noch ein besonderes Fest eigner Art ganz für sich allein geben? Sie trippelt geschäftig, wenn schon leise hin und her, zündet noch ein Paar Lichter an, zieht Schubladen auf und zu, klirrt sachte mit Schlüsseln. Zuletzt schleicht sie zu einem kleinen, alten Sekretair von Mahagony, der nachgedunkelt, unansehnlich, ohne allen Zierrath, nicht einmal frisch polirt, wie das übrige Ameublement, und darum just unter ihm ausgezeichnet, in der düstersten Ecke des Schlafgemachs steht, als

wäre er da vergessen worden in seinem Nichts, zunächst dem Alcoven.

Vorsichtig läßt das Schloßfräulein die Klappe nieder, beugt sich darüber hin, nahe darauf hin, drückt in sichtlicher innerer Aufregung an verschiedenen geheimen Federn. Verborgene Fächer springen heraus, voll Papiere, und in diesen Fächern wieder andere, wo sich ein doppelter Boden öffnet, der ein ledernes Kästchen enthält, braun, goldgepreßt, mit allerlei bizarren Figuren. Mit einer gewissen Andacht nimmt es Verena heraus, das Kästchen, um es auf den Tisch vor dem Sopha zu tragen, damit der volle Kerzenschein darauf falle.

Indem sie es mit bebenden Fingern aufschließt und den mit blutrother Seide gefütterten Deckel zurücklegt, blitzt und funkelt es wunderbar in dem Kästchen, wie lauter gefangener Sonnenstrahl. Hat es nun doch eine Bewandniß mit den geheimen, den Feen-Schätzen im Wasserpalais, von denen die Tradition des Volks wissen will? Allerdings können Undinen, wie Gnomen dabei thätig gewesen sein, weil neben dem in allen Regenbogenfarben spielenden Diamantenfeuer, das matte Weiß der Perlen schimmert. Wer mag wiederstehen? Verena äugelte mit diesen nacht-

geborenen Kindern des Lichts. Wie mit Liebesschauern überflutet, steht die Einsame da vor der Magie der Elemente, gebannt von den unterirdischen und den himmlischen Kräften, von der Gewalt der Tiefen und der Höhen.

Bald aber regt sich der weibliche Trieb. Denn ein Geschmeide liegt hier in der seltsamen kleinen Truhe beisammen, dessen sich keine Kaiserin schämen dürfte, ja kein Madonnenbild Welschlands und Hispaniens, Stirn-, Hals- und Armbänder, Gürtel- und Busenschlösser, würdig die Formen einer Göttin zu umfassen. Die Versuchung ist zu stark, selbst für eine evangelische Kirchenpatronin — man bleibt doch immer Tochter der Eva. Verena greift zuletzt nach den mährchenhaften Kleinodien, welche ihr aber nicht zerrinnen unter den zitternden Händen, die sich jetzt damit schmücken, freilich, daß die Perlen-, die Juwelenschnüre sich nicht mehr so fest wie einst um die feinen Armgelenke, den schmächtigen Hals legen. Blos das Rabenhaar, das sich in Flechten und Locken üppig löst auf das weiße Kleid herab, ist noch immer reich genug die flimmernde Last zu tragen, mit welcher das Schloßfräulein nun, die Girandole hoch in der Rechten, vor die Spiegelwand gegenüber dem Kanapé tritt.

Wie sie darin sich selbst so entgegenschwebt, abenteuerlich und wundersam anzuschauen, schneeig Gesicht und Gewand, sternbesäet, einem gespenstigen Nachtweib aus dem Erdenschacht ähnlicher, als einer Sterblichen; wie sie sich so anstarrt aus den eignen übermäßig großen Augen, beschattet von den stolzesten Brauen, mit diesen regelmäßigen Zügen, wie in eine Gemme geschnitten, mit diesen zarten Lippen, die nicht zu lächeln vermögen, versteint und versteinernd, muß sie entsetzt zurückweichen von sich selbst, sich abwenden von ihrem Spiegelbilde. Ihr erbleichtes Antlitz unter dem königlichen Putze däucht ihr wie ein Hohn der entflohenen Schönheit und Jugend. Aber noch mehr — es hat ihr wie unter dünnem Schleier ihre eigene Seele vorgehalten: Sie ist sich selbst zur Medusa geworden!

Nur zögernd befreit sie sich trotzdem von den Demantketten, schmerzlich, wie ein Liebender sich von dem Geliebten trennt. Noch einmal weidet sie sich an dem Glitzern dieser fabelhaft schweren Brillanten vom reinsten Wasser, oder besser Feuer, läßt diese orientalischen Perlen von einer Größe, wie man sie nicht leicht in Europa oder wenigstens nur unter Kronschätzen findet, wieder und wieder durch die spitzen Finger gleiten.

Was hängt wohl alles für Verena an dem unglaublichen Geschmeide: Schönheit, Jugend, Glück, Liebe, ein ganzes Leben vielleicht, Segen oder Fluch, wer weiß, sogar die ewige Seligkeit? ....

Wie das Fräulein noch so versenkt ist im Betrachten eines Schmucks, der selbst jenen stolzen Schloßwänden eine fremde Pracht dünken muß, klopft, klopft ein feiner Finger an die Außenthüre.

Die Bewohnerin fährt zusammen, wirft einen Schreckensblick über ihr Feengut, rafft es hastig zusammen in das Kästchen hinein, schiebt dieses so schnell als möglich in den Mahagonysekretair, sperrt denselben so leise als möglich zu, schleicht davon weg, indem sie den Schlüssel an ihrem Herzen birgt, und fragt erst, nachdem dies geschehen, im gleichgültigsten Tone: „Wer ist da?" — Sie denkt zuerst an Werner, der sich im Forste verspätet hat und ihr noch gute Nacht sagen will. Oder hat die Zofe etwas vergessen, eine Kleinigkeit?

„Wer ist da?"

„Ich."

Verena glaubt die Stimme des Neffen zu erkennen. Also doch! er kann den Tag nicht beschließen, ohne sie noch zu sehen. Sie hat es empfunden, daß

er gleich den ersten Abend schon wegblieb, und gerade an dem heutigen! Noch einmal überfliegt sie mit dem Auge den Schreibtisch, die ganze Stube, ob keine Spur von den Heiligthümern, dem geheimen Götzendienste zurückblieb, den Spiegel, als ob der etwas verrathen könnte, noch etwas zurückbehalten hätte. Dann öffnet sie leise.

Sechstes Kapitel.

Das Couvert mit dem schwarzen Siegel.

Aus dem finstern Hintergrunde schreitet eine schwarze Figur, lang und breit, über die Schwelle. Heiliger Gott! Das ist nicht Werner! .... Jener drückt eintretend die Thüre wieder in das Schloß und dreht den Schlüssel um. Es ist ein Dieb, ein Räuber, ein Mörder! .... Verena giebt sich und ihr Leben für verloren. Doch nähert sie sich mit ihrer gewohnten Geistesgegenwart dem Glockenzuge.

„Guten Abend, Schatz!“ kreischt eine rauhe Stimme auf Platt. „Je später am Tag, je schöner die Leut! Gelt, Du hast mich nicht erwartet? Ich hab' doch nicht fehlen wollen am heutigen Feste.“

Jetzt, da Verena die heisere Stimme erkennt, den Mann erkennt, trotz seinem verwilderten Aussehen,

seinen abgerissenen Kleidern, erschrickt sie noch mehr als vorhin. Sie zuckt, wie von einer Schlange gebissen, verliert jedoch keineswegs die Besonnenheit und die Herrschaft über sich selbst. So ruhig und freundlich als sie vermag, spricht sie auch im Volksdialekte zu dem Manne, der nicht einmal die Mütze von den struppigen grauen Haaren genommen hat: „Ei, Bertram, wo kommst denn Du her? Dich hab' ich freilich heut' nicht mehr erwartet. Es ist schon spät."

„Ja, Schatz, drum will ich es mir auch bequem machen."

Er schleudert den Ranzen, den er auf dem Rücken trägt, in eine Ecke und die Kappe dazu. Sich selbst, mit seinen zerfetzten, geflickten und wieder zerfetzten, beschmutzten Kleidern und staubigen Schuhen, an denen Stücke herunterhängen, wirft er in einen der seidenen Fauteuils am Kanapee.

„Ich muß mir einmal wieder gütlich bei Dir thun, Frönchen," fuhr er fort, sich reckend und laut gähnend. „Sackardi! Du wohnst doch wie eine leibhaftige Prinzessin!" rief er, indem er sich auf den schwellenden Kissen schaukelte, mit seiner sonnenverbrannten Faust voll Schwielen den glatten Damast streichelte und rings in der Stube umher sah: „wie eine leibhaftige Prin=

zessin! Du kannst auch eine vorstellen, Frone. Weißt Du noch? sie haben Dich immer die Dame geheißen, als Du noch mit uns am Kammertisch gegessen hast. Nun, Du bist ja auch eine halbe Gräfin — nichts für ungut!“ fügte er mit gellendem Gelächter bei, ihr seine grobe Rechte hinbietend, in welche das Schloßfräulein sogleich, wie ein Lamm, ein Paar von ihren weißen, jetzt noch eisigeren Fingerchen, legte.

„Alte Liebe rostet nicht, gelt Schatz? Du hast noch immer die verteufelt großen Augäpfel und die Augenbrauen, in die ich mich so vernarrte. Frönchen, wie wär's, wenn ich mich bei Dir setzte? Ich bin des Vagabundirens satt.“

Er brachte eine thönerne Pfeife zum Vorschein, zündete sie an, und alsbald zog ein übler Dampf durch die mit Rosenöl parfümirte Stube, deren Bewohnerin gegen ihren Willen ein trocknes Hüsteln entlockend.

„Ich denke, Frönchen, wir heirathen uns — das ist viel moralischer, da wir denn doch schon in einem so nahen Verhältniß mit einander gestanden sind.“

Sie biß sich auf die Lippe, entgegnete aber kein Sterbenswörtlein.

„Ja, Dein Pfarrer soll uns copuliren, das paßt

viel besser in die Tugend und Frömmigkeit hinein. Nun, so schlecht werd' ich es just nicht bekommen," sagte er, und schaute abermals im Zimmer umher. „Ich will mir's wohl sein lassen wie unser Herrgott in Flandern. Ich laß' mich zum Grafen von Mövensee machen, ich kann so gut mit Vieren und Sechsen fahren wie Einer."

Während er sprach, behielt Verena stets ihren Mahagonysekretair im Auge — aber nur im Spiegel.

„Wunderst Du Dich nicht," fing der Landstreicher von Neuem an, „daß ich die Gelegenheit noch so gut kenne? Blind könnte ich mich durch unser ganzes Schloß finden. Was ich sagen wollte? Unserem Neffen, dem Milchgesicht, Deinem Schwestersöhnchen, bin ich auch schon begegnet heut' früh, auf der Chaussée; hab' ihn gleich an der Aehnlichkeit mit seiner Frau Mutter erkannt. Aber ich bin hungrig und durstig, he, giebt es nichts aufzuwarten?"

Das Fräulein schickte sich an, zu der Thüre hinauszuhuschen.

„Da geblieben, Mäuschen!" grinste er, und zeigte dabei ein Paar scharfe Vorderzähne, blendend weiß, wie Elfenbein, die dem Gesicht etwas Tiger- oder doch mindestens Katzenartiges verliehen. „Bist Du um-

sonst Beschließerin gewesen? Hast Du gar nichts da in der Nähe bei Dir?"

Sie besann sich ein wenig und ging alsdann folgsam mit ihren kleinen leisen Schritten zu einem Wandschranke, den sie aufsperrte; nahm Teller, Gläser, Näschereien, eine Flasche heraus, wobei der ungebetene Gast scharf und mit eigenthümlichem Argwohne jede ihrer Bewegungen hütete, und servirte es hurtig und gewandt vor demselben auf dem Tisch. Er machte eine Grimasse auf das Confekt und die Confituren hin, schob das ihm hingestellte Liqueurgläschen weg, und schenkte sich dafür ein großes Wasserglas voll von dem Seckt, das er sogleich wieder füllte, nachdem er es hinuntergestürzt und derb auf die Tischplatte gestoßen hatte.

„Das fade Zeug macht mir übel," sagte er. „Wenn Du mich heut' doch nicht herbergen kannst, Schatz, so gieb mir flugs einen Zehrpfennig, daß ich mir noch ein anderes Unterkommen suche. Ich brauche Geld eben so nöthig als Trinken und Essen, Geld!"

„Bist Du etwa gar schon wieder entblößt? Nein, es ist nicht möglich, daß alles schon wieder hinaus ist! Was hast Du denn mit dem Capital angefangen, das ich Dir einhändigte?"

„Kapital? Anfangen? Guter Witz! Was kann man anders mit einer solchen Lumperei anfangen, als einfach sie verthun?“

„Erinnere Dich, was Du mir dabei versprochen hast.“

„Wozu sind Versprechungen anders, als daß man sie nicht hält?“

„Du willst nur noch mehr von mir erpressen.“

„Herzchen, es ist ja blos auf Abschlag! Es ist alles mein, wie Dein. Sind wir Zwei nicht Eine Seele und Ein Leib?“

„Bertram,“ erwiederte sie gelassen aber bestimmt, „es ist nicht mein — es gehört den Armen und dem ewigen Herrn ....“

„Und noch Jemand, Frone ....“

„Ich darf nicht frei damit schalten, es ist nur anvertrautes Gut ....“

„Dann gieb es dem rechten Eigenthümer zurück, oder vielmehr den Eigenthümern, denen Du es vorenthältst, lege ihnen Rechenschaft ab ....“

„Ich bin Niemand Rechenschaft schuldig, am wenigsten aber Dir.“

„Aber etwas Anderes bist Du mir schuldig. Ah, Vöglein, pfeifst Du jetzt so! Wer hat denn Dein

Glück gegründet? Wer hat Dich denn reich, mächtig und vornehm gemacht? Wer hat seine Wohlfahrt — in dieser und in jener Welt — daran gesetzt, Dich zu erheben? Mein Werk, meine Creatur bist Du ....“

„Du vergißt, daß ich es bin, die sich zuerst des verlornen Sohns angenommen, Dich in das Haus des Grafen gebracht, Dich zu seinem Lakaien, seinem Jäger und nachher zu seinem Sekretair gemacht hat.“

„Und zu Deinem Schatz, Frone! Ja, zu Deinem Schatz, Frone,“ wiederholte er; „sieh mich nur verächtlich an und bäume den Kopf wie eine Schlange. So, bin ich nicht zurückgetreten, hab' ich nicht geschwiegen wie das Grab, als der Herr ein Auge auf Dich warf und sich in Deine Larve vergaffte? Bin ich nicht stumm geblieben damals, wo es mir auch schon nur ein Wort gekostet hätte, Dich zu stürzen? Hab' ich Dir nicht redlich geholfen, ihn in Deinem Netze zu fangen und ihn zu gängeln Jahr um Jahr? Du hast Dein Schäflein gleich in's Trockne gebracht, warst eine rechte, eine doppelte Haushälterin. Nur eins reut mich, eins! Aber damit will ich mich jetzt nicht aufhalten. Alles kann ich nicht aufzählen, was ich für Dich that. Nur daran muß ich Dich erinnern, Veronika, daß ich es war, ich allein, der Dir den

Mammon in den Schooß geschüttet hat. Wer war denn Dein getreuer Rathgeber? Wer hat denn die Sache geleitet? Wer hat denn sein Bischen Wissen noch von den Collegien her in beide Hände genommen um die Geschichte glorreich durchzuführen? Ihr habt mich nur zu gut brauchen können, Du und Dein Herr Graf. Euch ist es zu Statten gekommen mein Elend, daß ich so früh, als ich von der Universität durchbrannte, mich bereits ein Paar Jahre umhergetrieben hatte in dem Matrosenkittel. Wer anders als ich hat Euch die vielen Episteln geschrieben in allen Sprachen — die Spitzbubensprache nicht ausgenommen? Wer anders die falschen Unterschriften und Siegel fabrizirt? Ich war nicht umsonst zum Sekretair gemacht."

Sie winkte ihm mit ihrer bleichen Hand zu schweigen; er ließ sich aber nicht irre machen, sondern setzte, nachdem er noch ein Glas Seckt hinuntergeschwemmt hatte, mit einer gewissen Behaglichkeit hinzu: „Ich vergesse den Abend nicht, weißt Du? wie der Brief aus Hamburg ankam. Ich seh' Dich noch am Kamin stehen in dem grünen Levantinrock, der Dich immer wie eine Puppe kleidete, in der Hand das Couvert mit dem schwarzen Siegel und der englischen Adresse, die durchstochen und durchräuchert war, voll Stempel

und sonderbarer Zeichen. Ich hab' Dich noch nie so gar schön gesehen wie dort, mit von Vergnügen funkelnden Augen und brennender Rosenröthe auf Deinen Backen. Du hältst mir den Brief hin — denn ich war damals noch Dein Vertrauter, Dein einziger Vertrauter. „Da Bertram, lies," sagst Du — wir duzten uns, wenn wir allein waren — „da lies, Bertram. So kann einem das Glück im Schlaf kommen!"

Indem er sich so in Erinnerungen erging, fand er, wenn auch noch platt redend, momentan doch eine feinere Ausdrucksweise seiner einstigen gebildeteren Verhältnisse wieder, bemerkte es aber kaum, daß Verena sich ein Paarmal fieberhaft mit der kleinen Hand über die Stirne strich, auf welcher kalter Todesschweiß perlte.

„Aus dem dicken Couvert," schwatzte der Andere fort, „aus dem dicken Couvert fallen mir mehrere Blätter entgegen. Gleich zuerst ein Todtenschein Deines verschollenen Bruders, der zur See gegangen war, und an den Niemand mehr dachte; auch ein verlorner Sohn wie ich — aber er hatte es weiter gebracht wie ich! Da stand es schwarz auf weiß, der Geschäftsmann aus Calcutta schrieb es Euch Geschwistern." Dein Fritze hatte spekulirt und unsinnig gewonnen,

auch noch in den Kauf hinein das Herz Gott weiß welch einer Prinzessin — vornehme Allianzen sind schon einmal Mode in Eurer Familie — einer indischen Prinzessin, die er ehligte und fast zugleich beerbte, ihre Sclaven, ihre Ländereien, ihr Gold und Geschmeide — vielleicht ging es schon damals nicht ganz richtig dabei zu — und war selbst ein kleiner Großmogul geworden, was sie Nabob heißen.

Sein Sachwalter schickte Euch eine Abschrift des Testaments, in welchem der Verblichene Dir als seinen Liebling, der Jüngsten, dem Nesthäckchen, wie man zu sagen pflegt, einige Legate zum voraus vermachte. Daher wurden auch an Dich zunächst die Papiere spedirt. Unter Deiner Adresse liefen sie, weil Dein Aufenthalt allein genauer bezeichnet war und weil man ihn am leichtesten ermitteln konnte, da man den Grafen nicht blos in Hamburg, sondern auch in London bei den betreffenden Banquierhäusern kannte. „Du bist jetzt eine kleine Königin!“ zischte ich Dir zu, nachdem ich alles aufmerksam durchlesen hatte: „Du darfst nur einkassiren. Aber reinen Mund! Du behältst alles für Dich. Laß mich nur machen. Du behältst alles für Dich.“

„Das brauchte ich Dir nicht zweimal zu sagen,“

fuhr der Vagabund fort, „Du warst eine gelehrige Schülerin, die den Meister gar bald übertraf. Den Brief, das Testament, alles unterschlugen wir. Ich habe mich nie wieder, weder zuvor, noch nachher, in einer so angemessenen Thätigkeit befunden. Nur darauf mußte ich bestehen, gegen Deinen besondern Wunsch und Willen, daß wir den Grafen einweihten. Es war auch mir nicht lieb, aber es ließ sich nicht umgehen; wir bedurften durchaus seines Beistands. Ohne sein Ansehen, seinen Einfluß, seine Connexionen, hätten wir den Betrug nie vermocht. Er mußte allen meinen Maßregeln die nöthige Stütze verleihen. Sein Wappenschild diente uns als Hintergrund, seine Ordenssterne leuchteten uns im Finstern. An seiner Willfährigkeit zweifelten wir nicht, Du so wenig als ich. Er fand seine Rechnung dabei; das ließ sich leicht durchschauen. Bei ihm kam es eben recht: in der zwölften Stunde; er war ruinirt. Was konnte einem Spieler von Profession Gelegeneres geschehen, als so eine indische Erbschaftsgeschichte, so ein Schwager Nabob? Ohnehin tanzte der Herr ja nach Deiner Pfeife, sah nicht weiter, als Du es wolltest. Ihr hattet von jeher Gütergemeinschaft. Halbpart galt auch wieder zwischen Dir und mir, wie vordem.

„Ich seh' Dich noch, Kind, Du warfst das kleine Köpfchen in Deinen weißen Nacken, wie jetzt eben wieder — Du hast das von jeher gern gethan. „Nun sollen mich die gräflichen Anverwandten nicht mehr über die Achsel ansehen," sprachst Du; „auf den Knieen sollen sie vor mir rutschen, im Staube, mich wie ihre Wohlthäterin anbeten." — Du hast es wahr gemacht. Der Alte ist zu rechter Zeit entschlafen, sonst wärst Du auch de fakto Excellenz und Gräfin geworden, wie Du es eigentlich immer gewesen. Der Bertram aber hat das Nachsehen gehabt, wie immer .... Nur eins erbarmt mich!" begann er abermals nach einer kurzen Pause. „Nur eins erbarmt mich! Daß ich Dir geholfen hab' das unschuldige liebe junge Blut, das schöne arme Kind, die Comtesse, aus dem Hause zu drücken."

Verena schoß ihm einen Blick zu, der ihn hätte durchbohren können. „Werde nicht gerührt, Bertram," spottete sie. Er zog eine hörnerne Tabacksdose heraus, nahm eine Prise und fand sich damit wieder in die Situation zurück.

„Du willst mich also verhungern lassen?" spricht er, indem er sich mit beiden Armen über den Marmortisch legt. „Willst Deinem Undank die Krone auf-

setzen? Nun, so muß ich selbst für mich sorgen!" Damit springt er auf und sieht spähend im Gemach umher. Seine Freundin streckt die Hand nach dem Glockenzuge aus, von dem sie sich während der ganzen Unterredung nie sehr entfernt hat.

„Hand von der Schnur!" schreit er.

Statt Folge zu leisten, will das Fräulein just ziehen.

„Auch gut, Frone, läute Du, wenn es Dich gelüstet Zeugen zu unserem Streit zu rufen, die allerlei Neuigkeiten erfahren können. Ich kann Ihnen so Manches erzählen."

Verena läßt den Glockenzug wieder los, während der Geselle kaltblütig, mit gedehntem Tone fortfährt: „Von einem jungen Burschen z. B., dem es übel bekam, daß er ein gewisses Frauenzimmer von den gräflichen Gütern nach Hamburg und von Hamburg wieder heim auf die gräflichen Güter kutschirte. Ich könnte erzählen, was aus dem armen Stephen geworden, der spurlos verschwunden ist, von dem man nimmermehr etwas gehört ...."

Es war Verena, als ob etwas seufzte, hart an ihrem Ohr. Auch ihr Gast schien es vernommen zu haben, denn er hielt plötzlich inne. Sie lauschte athemlos.

Vermuthlich war es nur Täuschung gewesen; alles blieb während der Pause mäuschenstill. Auch setzte er sogleich wieder hinzu: „Er hat freilich nicht Vater und Mutter, noch Braut gehabt, der arme Stephen, die nach ihm fragten, aber die Leute wunderten sich doch, als er auf einmal fort war und man ihn nirgends mehr sah. Es hieß, er sei ausgeblieben, sei davon gegangen. Ich kann ihnen sagen, ich, wo seine Gebeine liegen ....“

Jene glaubte von Neuem einen Seufzer, ein leises Stöhnen zu unterscheiden, das von der Thüre herschallte. Mit einem: „Hörst Du nichts?“ öffnet das Fräulein dieselbe sachte, den Kopf hinausstreckend. Alles still und leer wie zuvor. Nur, in der Tiefe des Ganges, meint Verena, daß etwas Weißes sich geregt hat! Sie holt die Kerze, leuchtet hinaus. Nichts zu erblicken, weit und breit. Wer sollte auch noch auf sein im Schlosse? Oder wandeln Gespenster? Mit einem Lächeln über ihren Wahn, und doch innerlich erschaudernd, kehrt sie mit Bertram um, der ihr auf Schritt und Tritt gefolgt ist, jeden Blick, jede Miene bewacht hat, und nach der kurzen Unterbrechung unbeirrt weiter spricht:

„Ich kann ihnen sagen, wie er es büßte, daß er

die zwei Kisten ein wenig schwer fand, die er in der Hansestadt vor einem gewissen Mäcklerhaus an der Alster vor Sonnenaufgang aufgeladen hatte, besonders ein gewisses Kofferchen, welches er der gräflichen Haushälterin auf den Kutschenboden unter die Füße stellen mußte; und daß er davon geschnackt hatte im Stall bei einem Kameraden und sogar Sonntag Abends im Krug beim Pfeifchen, und was dergleichen mehr."

Das Schloßfräulein zittert wie Espenlaub; doch entgegnet sie äußerst gelassen, während er sie lauernd unter seinen buschigen Brauen beobachtet: „Das magst Du halten wie es Dir beliebt. Nur vergiß nicht, daß man Dich doch auch ein wenig fragen wird, bei welcher Gelegenheit Du es erfahren hast."

„Einerlei, wenn ich mich nur räche."

„Du kennst das Sprichwort: Mitgegangen, mitgehangen."

„Ich baumle gern in so angenehmer Gesellschaft, ich hab' nichts zu verlieren."

„Mein lieber Bertram, wenn Du Dir nur das Drohen abgewöhnen wolltest, zwischen guten Freunden läßt sich ja alles ruhig ausgleichen. Es ist freilich gegen den Accord, daß Du wieder kommst und wieder

forderst. Du hast Dich bei unserer letzten Abfindung hoch und theuer verpflichtet mich niemals mehr zu behelligen. Dennoch will ich Dich nicht im Stiche lassen bis Du einen Unterhalt gefunden hast; vorausgesetzt, daß Du ihn nicht in der Gegend suchst, das wäre gefährlich für Dich — für uns," setzt sie mit Wiederstreben hinzu. „Ich versorge Dich jetzt nur mit dem Dringendsten. In Hamburg soll Dir mein Geschäftsmann 200 Thaler auszahlen, und das Dreifache wenn Du Dich bei ihm ausweisest, daß Du Dich diesmal wirklich einschiffst nach London oder in die Levante, wo es Dir bei Deinen Talenten nicht fehlen kann, wenn Du sie nur benützest."

Plötzlich richtet er sich auf und stellt sich vor sie hin, um einen halben Kopf größer als sonst.

„Soll ich mich etwa noch einmal nach Constantinopel einschiffen? Dein Geschäftsmann? Schönes Geschäft! Sage, Menschenmäkler. Soll ich mich noch einmal den Seelenverkäufern überliefern, denen ich kaum mit Mühe entronnen bin? Meinst Du, ich wüßte nicht, von wem der Anschlag ausging? Gericht will ich jetzt über Dich halten. Dazu bin ich eigentlich hergekommen."

Seine Stimme, die ganze Haltung verändert sich;

das Triviale in der Figur ist wie weggewischt, sie hat in dieser Erregung des Zorns fast etwas Pathetisches. Es ist einen Augenblick, als wollte Verena zusammenbrechen; aber sie besinnt sich sogleich, und sich zusammenraffend, eilt sie an ihr Bureau. Nicht an den kleinen Mahagony-Sekretair; nicht an den nur zum Schein mit Polisander bekleideten eisernen Schrank, der ihre Kassen birgt; sondern zu dem gewöhnlichen Schreibtisch, in welchem sie die täglichen Rechnungen, die Wirthschaftsgelder bewahrt. Sie wundert sich in der Stille, daß die Doggen unter dem Fenster, in dem Bogen, der sich grottenartig gegen den See öffnet, nicht bei dem nächtlichen Besuche angeschlagen haben, sich gar nicht rühren, sperrt auf, nimmt hastig ein Säckchen heraus, das kleinste unter den übrigen, sperrt wieder zu und legt es athemlos in die sich ihr entgegenreckende braune, harte Hand.

„Da," flüstert sie mit gepreßtem Tone, „da, nimm für's Erste. Später reden wir weiter. Du darfst heute nicht länger säumen, wenn wir nicht verrathen werden sollen. Es hat schon ein Hahn gekräht, horch! wieder einer."

„Es ist nicht zum erstenmale, daß mich der Hahnschrei von Dir scheucht, Liebchen, gelt?" lacht er, und

indem er den Beutel einsteckt, haftet sein Auge gierig auf dem silbernen Armleuchter, dessen abgeträufelte Kerzen tief heruntergebrannt sind.

„Wie das blinkt, Frone, es geht doch nichts über neues Silber!“

„Willst Du ihn, Bertram? ich schenk' ihn Dir.“

„Er läßt es sich nicht zweimal sagen und packt, auf dem Parquet kniend, die Girandole in seinen staubigen Ranzen.

„Das heiße ich heimleuchten, Schatz! Nun schau, Dir bleiben noch viele Leuchter und Lichter, vor allem Dein eignes; und selbst mit Deinen Augen allein, meint man, könne die Finsterniß nicht finster sein.“

„Bertram, nimm Dich in Acht vor den Hunden in der Arcade unten, sie sind auf die Menschen gehetzt.“

„Dein freundschaftlicher Rath kommt zu spät. Mir thut kein Hund etwas — das schlägt in's Handwerk. Auf Wiedersehen, mein Frönchen!“

Mit diesen Worten zündet er einen der Wachsstumpen, die er in der Faust behalten hat, wieder an, und fort ist er, hinaus zur Thüre. Verena eilt ihm

nach — aber nur um Schloß und Riegel ihrer Stube zu schließen. Dann bedeckt sie mit beiden Händen das bis in die Lippen leichenblasse Gesicht, und läßt sich in den nächsten Armstuhl fallen.

Siebentes Kapitel.

Er oder sie.

Wer kann sagen was ihr von Verzweiflung durch die Seele jagte, in den Paar ewig langen und doch viel zu kurzen Stunden bis zum Sonnenaufgange? Es scheint, daß sie einmal nahe daran war, an ihren Sekretair zu fliegen, eben den kleinen Mahagony-Sekretair — wo sie neben den Juwelen noch etwas aufbewahrte, ein kleines Fläschchen, für alle, und auch wohl noch für besondere Fälle —: einige Gifttropfen neben jenen andern der Perlen und Brillanten, einige Gifttropfen — man weiß nicht, wo und wann Verena sich dieselben verschafft haben konnte; wenn sie nicht auch aus der Heimath der anderen, just aus den glühenden Schlangenländern mitkamen, nicht nur im Erbe, sondern mit dem Erbe, zugleich sein Fluch: die

Natter unter Rosen von Demant. Das Weib fühlte zu deutlich, daß sie nur so dem Verfolger entfliehen könne; aber böses Gewissen macht feige. Später wagte sie zwar noch einen Anlauf; doch griff sie fehl in dem Schubfache, zog das unrechte auf, das mit dem Geschmeide, und vermochte sich nicht davon zu trennen, als sie erst wieder den Blick darauf geworfen hatte, obschon es jetzt, beim grauenden Tag, nicht mehr funkelte wie in der Nacht sternengleich, sondern höchstens wie Thautropfen der Aurora.

Dieser bleich dämmernde Morgen, nach dem Freuden- und Ehrentag, in welchem sich des Schloßfräuleins Leben und Weben gleichsam gegipfelt hatte, wie vernichtend brach er an! Welchen Abstand mit dem Gestern beleuchtete er. Bergtief sah sie sich plötzlich von der Spitze ihres Erfolgs, ihres Ruhms, herabgestürzt. Was sie in Jahrzehnten mühsam und künstlich aufgebaut, brach in Einem Moment wieder vor ihr zusammen. Umsonst hatte sie sich selbst, ihrem Wünschen und Zielen geopfert, nicht blos ihr Aeußeres, auch ihr Inneres, nicht blos die Ruhe ihrer Tage, ihrer Nächte, auch die Hoffnung ihrer Zukunft, nicht nur ihren Frieden hienieden, auch ihre Seeligkeit jenseits. Wozu hatte ihr der Aufschwung geholfen, in

welchem sie gerungen sich wirklich über sich selbst zu erheben, sich selbst, ihren Geist, aus dem Schlamme zu ziehen? Wird keine Sühnung angenommen? Nein, die Gewalten des Abgrunds lassen Keinen mehr los, der sich ihnen, dem sie sich geweiht! Muß die Verlorene immer und immer wieder den Fluch erkennen, der sich an ihre Fersen heftet?

Wie entsetzlich hat sie sich in Netze verstrickt, die alles niedertreten wollte, was ihre Schritte hemmte, die sich von allem zu befreien trachtete, die nur zu siegen strebte, aber auch um jeden Preis! Sie vermochte nicht über die alte Schlange wegzuschreiten, es fehlte die rechte Palme in der Hand. Gebieten, aber nicht sich selbst, das war früh der Drang ihrer Seele, der Trieb ihrer Kindheit. Er war ihr schon in die Wiege gelegt der hochfahrende Geist. Die fast unirdische Schönheit des kleinen Mädchens, das wie eine Elfe hinhüpfte, lockte Aller Augen. Wie der Reiz, schien ihr auch die gaukelnde Laune der Elementarwesen verliehen. Schon damals buhlte Jung und Alt um ein Lächeln von ihr. Es war ihr angeboren die Leute zu quälen, sie brauchte es gar nicht erst zu lernen, in den dortigen Verhältnissen, die aus despotischem Beamtenstand und Leibeigenschaft gemischt

waren. Sie tyrannisirte gleichmäßig Fremde und Hausgenossen, Diener und Spielgefährten, Geschwister, die Eltern selbst. Alle schmeichelten ihr, von unten, von oben schlich das Verderbniß ein. Schon die Knospe zerfraß der Wurm.

Sie war großartig angelegt, diese Frau. Es hätte unter Umständen etwas aus ihr werden können. Es ward auch etwas aus ihr, aber anderes: sie wandte sich, statt, wie es eine gütige Natur mit ihr beabsichtigte, der Licht-, der Mitternachtseite zu. Ueberall stieß sie auf Schranken, des Volkslebens überhaupt, und zunächst des Frauenlebens in's Besondere. Der Norden schon an sich selbst dämmte den brausenden Jugendsinn in starrere Formen. Ueberall rings begegnete dem stürmischen Verlangen die Convenienz. Von einem allzuzärtlichen Vater früh nicht allein verwöhnt, nein, vergöttert, sollte sie plötzlich, nach seinem zu raschen Dahinscheiden, sich in eine sehr begrenzte Lage fügen, sie, die nur befohlen, sollte jetzt gehorchen; die bisher nur Huldigungen geschlürft hatte, sollte jetzt zurückweichen, sich gedulden; sollte entsagen, sich selbst verleugnen, mit einem Worte, dienen.

Wie eine Prinzessin im eignen Hause erzogen, mußte sie sich fortan ein Unterkommen bei Fremden

suchen; denn darauf wies alles sie hin: die Familie, die sich des ungestümen, unverträglichen Mitglieds, zu dessen eignem Genügen sogar, gern entledigen wollte, und noch mehr Verena's Wunsch, der unbefriedigt von der Gegenwart, in die Ferne schweifte. Ihr Stolz schon hieß ihr sich selbst eine Zukunft bauen. Das Alltägliche behagte ihr nimmermehr. Sie mochte sich da nicht demüthigen, wo sie geglänzt hatte, und lieber von Unbekannten abhängen, als von den Ihrigen. Bei ihrer Entscheidung wirkte auch noch ein anderer Hebel. Das Mädchen hoffte sich für später ein Loos zu befestigen.

Sie hatte in Beziehung auf ein näheres Band überraschend schnell eine, von ihren nächsten Verwandten keineswegs gebilligte, sondern vielmehr beanstandete Wahl getroffen, aus der die meisten Zerwürfnisse entsprangen, die Verena's Eigensinn nur zu noch größerem Widerspruche in der Familie reizte, welche kein Vertrauen zu dem jungen Mann fassen konnte, um so weniger, als er seine Universitätsjahre mit einer unzeitigen Leidenschaft vertändelte, wo nicht mit Schlimmerem, und weder in Betragen und Charakter Bürgschaften, noch irgendwie Aussichten auf Versorgung bot. Dies alles trieb Verena hinaus.

Es war das erste Mal, daß ihr Herz gesprochen. Die Liebe, der göttliche Strahl, hätte bei ihr noch alles heiligen können. Aber es hatte sich einem Unwürdigen zugeneigt. Er riß das unbesonnene, und damals noch großmüthige Kind zu sich herab. Für die Frauenseele ist immer ein Mann verantwortlich. O wenn er diese getragen und gehoben hätte! Aber er, früh dem Laster verfallen, zerrte sie in die Gemeinheit zu sich herunter. So wurden sie, nicht durch das Gute, durch das Schlimmste, und leider dennoch unauflöslich an einander gekettet. Er war ihr böser Dämon, obschon sie gar bald den Meister weit überflügelte, wie sie sich selbst gestehen durfte. Denn in keiner Art bequemte sich dieses Weib der Mittelmäßigkeit. Es gelüstete sie eine Rolle zu spielen, eine Stellung, Ansehen, Macht zu erringen.

Mit dem Herzen war es doch aus. Der Trumpf war ausgespielt. Wenn auch noch einmal, später, ein Traum vorbeizog. Hier schlug ihr Puls zwar für einen Würdigen, für den Würdigsten. Der hätte sie noch retten können, noch einmal retten, aber er verschmähte sie, er liebte ihre Gegnerin, ihre von dort an verabscheute Feindin. Von da an gehörte Verena dem Abgrunde. Sie wollte herrschen; sie trug einen

unersättlichen Ehrgeiz im Busen, einen nie gestillten Ehrgeiz, der sie fast verzehrte. Um ihre Zwecke zu erreichen, würde sie sich, wenn es hätte sein müssen, dem Teufel verschrieben haben. Alles sollte sich vor ihr beugen.

Das Böseste entsteht dadurch, daß der Mensch den rechten Platz auf der Erde verfehlt. Hätte Verena eine Welt zu ihren Füßen gesehen, wer weiß, sie wäre vielleicht eine große Regentin geworden; möglich, daß in ihr Stoff zu einer Katharina II. sich fand. Wir halten es sogar keineswegs für unwahrscheinlich, daß dieses Bild in der Geschichte und Zeit, diese kaiserliche Frau, je näher sie durch die Scenerie ihrer früheren Lebensjahre, beim Beginne der Laufbahn, den dortigen Bewohnern lag, einen Eindruck auf die junge Amtmannstochter gemacht hat, der ihre ganze Richtung bestimmte, um so mehr als sich bei der Kleinen schon in der Schule eine Vorliebe für das Historische äußerte, der ein vortreffliches Gedächtniß zu statten kam, und der Verena noch spät manche Ausbildung schuldete.

Mit diesem hochfliegenden Sinne standen freilich die Umgebungen von jeher, und doppelt durch den neuen Beruf, in Widerstreit; denn die gesuchte Stelle

hatte sich ziemlich schnell, und zwar in der ersten und reichsten Familie des Landes geboten, allerdings nur nach dieser Seite erwünscht. Sonst war es eigentlich ein verzwicktes Ding, ein Zwitter von Amt: zu vornehm für Haushälterin, zu gering für Gesellschafterin, zwischen beiden, in leidiger Mitte, wodurch der Hochmuth des unerfahrnen Geschöpfs eben so sehr gestachelt, als verletzt ward, stündlich von all der Corruption berührt, welche unausbleiblich aus den Contact der höchsten und niedersten Klassen sich entwickelt, als Fluch künstlicher Zustände; noch besonders gesteigert durch eine hier nicht organische, sondern auf feudalistische Uncultur gepropfte Ueberfeinerung, welche der deutsche Adel vielfach und nur zu lange von der durch gesellschaftliche Blüte ausgezeichneten französischen Aristokratie borgte, dadurch nur eine neue Spielart von eigenthümlicher Verdorbenheit erzeugend. Die Beschließerin, welche sich übrigens mit ungemeiner Gewandheit in den umfassenden Kreis der Obliegenheiten einschulte (ja gewissermaßen mit administrativem Genie, denn sie konnte nichts halb oder stümperhaft treiben) und denselben immer mehr auszudehnen, und sich unentbehrlich zu machen wußte, stand gleichsam auf der Wetterscheide zwischen beiden Windgegenden; an

ihr brachen sich von beiden Seiten die Wellen. Sie hatte genug vom Gehorchen und vom Befehlen, um sich zweifach zu demoralisiren; sie saß an beiden Tafeln; sie machte hin und her die Zwischenträgerin, obschon sie scheinbar dies Geschäft in das der Vermittlerin kleidete und eben darauf ihren Haupteinfluß stützte. Schon das Dienen allein muß mit eiserner Nothwendigkeit den Menschen entweder sehr gut oder sehr schlimm machen.

Was sonst nicht an der Seele zu verschlechtern war, übernahm Bertram, der das Gift Tropfen für Tropfen hineinträufte. Verena's Schönheit schon allein hätte die Verlassene der Sünde überantworten mögen und vollendete den Rest; sie konnte in solchen Verhältnissen am wenigsten unbemerkt bleiben, diese seltene Schönheit, welche den Herrn selbst bestrickte, der lange schmachten mußte, bis er, und zwar nur auf Bedingungen, Gehör fand. Und wieder war es Bertram gewesen, der auch hier seine Freundin eigentlich dem Verführer überliefert hatte. Verena gab nur ungern ihrem Geschicke nach, das sie zu der Eroberung zwang. Verena wollte durchaus ihr Glück machen. Lieber hätte sie auf eine andere Weise regiert, wich aber jetzt nicht handbreit von ihrem Terrain, obschon sie

auch so den Schein auf das Strengste zu wahren verstand. Es däuchte ihr mitunter sehr unbequem, zuletzt von Herzen langweilig, die heimliche Gebieterin des Gebieters zu sein. Als die Liebe, auch nicht einmal mehr von Einer Seite wie sonst, das Bündniß nicht mehr unterhielt, sondern nur die Gewohnheit, ein Zauber der Erinnerung, Eitelkeit, Selbstsucht, Geiz, ja selbst die Furcht, der Argwohn, was man will, da ließ sich das Fräulein ihren Grafen doch nicht entrinnen. Sie umgarnte ihn aus allen Kräften vielmehr immer fester, obschon sie seiner jetzt weit weniger bedurfte als er ihrer, selbst in finanzieller Beziehung. Vermuthlich hätte er sie noch geheirathet, wenn er nicht vor der Zeit hingestorben wäre. Aber auch ohne dies war sie eine Macht in der Familie, nicht blos auf den Gütern.

Sie gefiel sich darin, in ihrer Ehrsucht, die Wohlthäterin des gräflichen Hauses zu spielen, aus dem man einst sie zu verdrängen, in welchem man einst sie zu demüthigen vielfach versucht hatte, das war ihre Rache: Verena schüttete ihr Füllhorn jetzt aus über jene Noblesse, welche so oft die Verwalterin nasenrümpfend über die Schulter angeblinzelt hatte. Auch gegen ihre eignen Verwandten, welche sie früher

mitunter anfeindeten oder doch verläugneten, zeigte sie sich eifrig ähnliche Vergeltung zu üben.

Letzteres war freilich im Grunde und in der Stille eine ganz andere Art von Wiedererstattung, zu welcher es das Schloßfräulein schließlich denn doch drängte, zunächst für die beraubten Geschwister. Kein Zweifel, daß sich, je mehr sie die Mitte des Lebens überschritt, desto stärker die Gewissensbisse bei Verena regten, welche sie damit zu beschwichtigen suchte, daß sie sich blos für die Verwalterin des unterschlagenen Guts betrachtete, für den Testamentsexecutor, zu dem sie sich aus eigner Vollmacht ernannt hatte. Unter diesem Titel riß sie willkürlich eine Art von Recht an sich und beschönigte vor sich selbst den Diebstahl, welchen sie ja nur an den eignen Verwandten und so als an sich selbst beging; nicht in der Absicht denselben das Eigenthum vorzuenthalten, sondern einzig, es besser und weiser für sie und ihr Frommen zu verwenden. Sie verschleuderte ja nichts, alles blieb beisammen, es wuchs unter ihrer Hand, Gedeihen und Segen war damit verbunden. Die Schwester und Tante konnte ihnen einst getrost Rechenschaft darüber ablegen. Der Theil, welchen sie der Gesammtmasse entzog, zu Gunsten des Geliebten und dessen Haus, war ja nur der ihrige,

über den sie frei schalten durfte, und welcher dem Grafen vielleicht allein schon als ihr nächster treuer Freund und Wohlthäter, und viel mehr noch als Lohn gebührte, als Tribut für seinen Beistand in der Angelegenheit, für den durch seinen Namen und Rang gewährten Schutz, ohne welchen sich dieselbe nicht so glücklich hätte beendigen, das kolossale Vermögen sich wohl schwerlich je realisiren lassen können und fast ungeschmälert über das Meer bringen.

So fehlte es der Dame nicht an innern Ausflüchten. Daher auch gegen ihre Familie, von der sie zwar jetzt hochangesehen, aber doch stets mehr gefürchtet als geliebt war, die schier unbegränzte Freigebigkeit, welche öfters fast Schwäche schien, namentlich im Betreffe des Neffen und Lieblings. Für diesen allein pulsirte noch der Tante Herz in ihrer zunehmenden Verknöcherung. Er war ihr noch wie ein Strahl ihrer Jugend, ein Frühlingsstrahl aus nahezu vergessenen, schuldlosen Tagen. Auf sein Haupt dachte sie einst alles zu legen, alles zehnfach erstatten zu dürfen. In ihm wollte sie fortleben. Jetzt schon das Errungene auszuliefern, darauf zu verzichten, freiwillig, vermochte sie nicht über sich zu gewinnen. Sie konnte sich nicht mehr von ihren Schätzen lossagen; nicht daß sie ursprünglich an

dem Mammon selbst hing, sondern weil Geld Macht ist; allerdings weil in ihm auch Teufelchen lauern, welche den Menschen, ehe er sich's versieht, zuletzt doch berücken, Teufelchen zumal in dem Blitzen der Steine, dem sanften Schmelze der Perlen. Sie konnte sich nicht mehr von ihren Schätzen trennen, je mehr sie darum hingegeben, je höheren Preis sie dafür eingesetzt hatte.

Was darüber noch sonst ihre Seele beschwerte, ärger beschwerte, trachtete sie, wir wagen nicht zu sagen, glaubte sie, mit frommen Spenden, milden Opfern aller Art, mit reilich fließenden Werken einer freilich noch blos äußerlichen Barmherzigkeit zu sühnen. Daß der damit erkaufte Frieden ebensowenig Verena's Eigenthum ward, als das dazu aufgewendete Gold, mußte sie an der wachsenden Unruhe ihres Gewissens empfinden, welche das Schloßfräulein zu beschwichtigen hoffte, indem sie sich an die Kirche klammerte. Das war ein Instinkt der Rettung. Aber die Kirche hat keine Versöhnung für die, welche wider den heiligen Geist sündigen. Die Patronin erlangte nur dadurch, sich gewissermaßen auch den Himmel zu stehlen, scheinbar die ewige Krone, da es keine irdische hatte sein dürfen, ja fast die Glorie einer Heiligen. Verena's

Engel schrie Weh über diesen falschen Schimmer. Ihre Seele brannte nach dem Ruhme des Gerechten, aber sie zog ihn nur an wie ein Kleid. Sie stand geschmückt im Vorhofe, und die feile Welt neigte sich vor ihr. Sie hatte alles erreicht, was sie gewünscht, gewollt, und erreichte täglich noch mehr. Es gab sogar Augenblicke, wo ihr das Tabernackel nicht verschlossen schien, wo sie sich wirklich nach der Tugend sehnte.

Das Alles soll nun wieder zusammenbrechen? Sie soll entlarvt von ihrer Höhe in den Koth heruntergezogen werden, mit Schmach bedeckt, dem Hohn ihrer Feinde, ihrer Neider und Schmeichler, dem Abscheu der Menge, voraussichtlich den schimpflichsten Strafen blosgestellt werden? Und alles durch den Mann, den Einen Mann, der sie schon früh in das Elend gestoßen, ihr Dasein verpestet hat auf immerdar. Er hängt sich an ihre Fersen wie der Erzfeind, wie die Erbsünde. Wenn sie meint die Schlange zertreten zu haben, taucht deren Haupt stets von Neuem auf. Immer und immer der alte Versucher! Er läßt Verena nicht mehr los, sie findet ihn immer wieder auf ihrem Wege. Er verstellt ihr die Umkehr, die Heimkehr. Gerade wo sie einlenken möchte, auf dem Kreuzwege,

steht er. Er tritt zwischen sie und das Bessere, nach welchem ihr Gemüth doch eigentlich dürstet. Sie darf das Heil nicht ergreifen, das sie schimmern sieht auf dunklem Wolkengrunde, darf nicht einmal die verfehmte Hand darnach ausstrecken! Ihr böser Dämon umwindet sie, da ist kein Entrinnen, sie muß mit ihm hinunter, sie taumelt, von ihm umschlungen, hinab in die Tiefen, von Fels zu Fels, zerschellend, in den Abgrund, in die ewige Verdammniß, wo Flammen über ihnen zusammenschlagen ....

Es hätte eine Andere wahnsinnig gemacht, oder todtkrank. Verena faßte sich auch an die Stirne, unter deren feiner Schale es fieberhaft tobte nnd klopfte. Aber Verena erlaubte sich das nicht, wahnsinnig oder krank zu werden. Sie hatte jetzt genug darüber gebrütet. Träumen war nie ihre Sache gewesen. Er oder sie, oder Beide, sie und er! es giebt kein Viertes, ihr bleibt keine Wahl. Ihr Entschluß ist gefaßt. Sie streicht sich die Haare glatt vor dem Spiegel. Wie ganz anders, als gestern, schaut sie sich jetzt daraus an, wie ihr eigenes Gespenst! Sie reißt beide Glasflügeln auf, sie mag die Luft nicht mehr athmen, die der Verhaßte verpestet hat mit seinem Hauche; sie tritt hinaus auf die Altane, beugt sich über die blaue Flut,

den Blick wenigstens darin badend; läßt den Morgenwind in kühlen Wellen sich um die erhitzten Schläfe spielen. Drüben funkeln erst die höchsten Baumspitzen vom Strahle der aufgehenden Sonne, vor der es wie ein Grüßen durch alle Blätter und Halme zuckt.

Achtes Kapitel.

Mir ist verziehen.

Es hatten wohl noch Andere im Schlosse die Nacht schlaflos und unruhig zugebracht, wenn auch nicht in so hohem Grade wie dessen Besitzerin. Von den zwei Liebenden schlummerte ohne Zweifel Werner am tiefsten und längsten. Sein Mädchen erhob sich bei Tagesanbruch und eilte in den thauigen Garten hinab, in der stillen Hoffnung, ihren Freund vielleicht wieder da unten zu begegnen. Wirklich hörte sie auch, als sie sich dem fast noch dämmernden Rebengange näherte, einen leisen Männertritt. Sie beflügelt den ihrigen, um an die Brust des Liebsten zu sinken, ihm ihre Klagen, ihre Vorwürfe auszuströmen, und weicht mit einem schrillen Schreckenslaute zurück, weil aus den Weingewinden eine fremde finstere Gestalt auftaucht,

den Ranzen auf dem Rücken. Er zieht die Mütze von seinen langen grauen, vom Frühwinde bewegten Haaren, und zeigt ein verwettertes, seltsam durchfurchtes Gesicht.

„Ein armer, wandernder Handwerksbursche, der matt und krank gestern nicht mehr weiter konnte, und die Nacht dort innen gelegen, bittet um einen Zehrpfennig.“

Adelais zieht hastig ihr Beutelchen aus der Tasche, das nur etwas Silbermünze birgt, und leert es aus in die hingehaltene Mütze mit einem mitleidigen Blicke auf die braune, knochige Hand, auf die zerrissenen Kleider und Schuhe, auf den kahlen Scheitel und die ihn umgrenzenden dünnen Haare, vielleicht vor der Zeit aus Noth und Gram gebleichten Haare, auf den alten schweren Ranzen, unter dem sich der Rücken krümmt. Indem er sie so vor sich sieht in dem lichten Morgenkleide, der fremde Mann, da fängt es an zu wetterleuchten in seinen wilden Zügen. Plötzlich thaut es ihm von den Wimpern, als wollte ein Gewittersturm sich lösen in linden Zähren, die rothgeränderten Augen verklären sich zu kindlicher Freundlichkeit. Der greise Geselle fällt mit erhobenen Händen auf beide Knie.

„Ein Engel,“ sagt er mit zitternder, halberstickter

Stimme, weich wie noch nie. „Ein Engel! Bete für mich! O jetzt kann noch alles gut werden, da Du mir wieder erscheinst, da ich Dein Gesicht noch einmal schaue!“

Adelais entsetzt sich von Neuem; sie meint einen Wahnwitzigen vor sich zu haben.

„Lieber alter Mann,“ spricht sie, „steht auf!“ und bietet ihm hülfreich beide Hände hin, sich daran emporzurichten.

„Bete für mich!“ wiederholt er noch einmal, hebt die Arme empor, wie um das schöne Kind zu segnen, und schleicht langsam davon, auf dem Kiese den einen Fuß etwas nachschleifend.

Sie ruft dem Manne noch eine Warnung nach, sich vor den Rüden in Acht zu nehmen, daß sie ihm kein Leid zufügen, folgt ihm bis zum Gitter, den Jagdhunden zu wehren, die richtig bereits auf den zerlumpten Wanderer losspringen, jetzt aber der Silberstimme gehorchen und zu Adelais umkehren.

„Feldmann! Wasser!“ lockt sie, und schmeichelt ihnen, und streichelt ihnen das glänzende Haar mit der kleinen Sammethand, um die Thiere von dem Alten zu entfernen — vielleicht auch ein wenig weil sie dieselben, welche das Mädchen mit klugen Augen

anschauen, als möchten sie ihr etwas erzählen, gern nach Werner gefragt hätte, von dem sich noch immer nichts entdecken ließ, der noch immer unsichtbar blieb. Sie wußte nicht, daß er schon draußen auf den Wogen ruderte; er war inzwischen von der andern Seite durch die Arcaden geeilt und hatte sich den Kahn dort losgebunden.

Wenn Liebende sich zu verfehlen anfangen, wenn sie erst keinen Stern mehr im Begegnen haben, sich finden möchten und doch nicht finden können, dann steht es schon nicht mehr so gut um sie, als früher. Es ist wie ein mahnendes Vorzeichen, daß ihr Glück nicht mehr lange dauern wird — vielleicht nur, weil man sich nicht mehr versteht wie sonst.

Der graue Geselle aber, Bertram, wendet sich noch ein paar Mal nach der Kleinen zurück, nickt ihr noch zu, ohne daß sie es merkt. Er hat sie an der Aehnlichkeit mit ihrer Mutter erkannt.

„Die Comtesse, wie sie leibt und lebt!“ sagte er bei sich selbst. „Mir ist verziehen! Sonst hätte ich sie nicht noch einmal gesehen.“

Vielleicht hilft ihm der Glaube. Vielleicht ist ihm vergeben worden, um jenes Einen Augenblicks, um jener Thräne willen ....

Wenn Adelais, die es aufgab noch vor dem gemeinschaftlichen Frühstücke den Freund zu treffen, und darum um so ernstlicher mit ihm zu schmollen begann, sich noch etwas länger im Garten verweilt, hätte sie die nämlichen Schritte wie gestern Abend am Spalier hören, die nämliche Figur des Verwalters wieder sehen können, wie er vorüberschritt und ebenso in dem Pförtlein des Epheuthurms verschwand. Herr Bernhard war durch das bleiche Kammermädchen, welches auch heute wieder mit niedergeschlagenen Augen und bebender Stimme sprach, vor lauter Zaghaftigkeit Niemand in das Gesicht schauend und nur auf den Zehen schleichend, schon früh zu seiner Herrin beschieden worden, was ihn nicht überraschen konnte, da sie gewöhnlich Morgens zu guter Stunde mit ihm zu arbeiten und die laufenden Geschäfte abzumachen pflegte.

In den wenigen Jahren seit sie ihn, mit Versetzung eines ältern Aufsehers in den Ruhestand, ganz unerwartet in der weitläufigen Oekonomie angestellt hatte, den jungen Fremdling, just nicht zum Behagen seiner Untergebenen und des übrigen Dienstpersonals, das nebst sämmtlichen Einheimischen ihn mit scheelen Augen betrachtete, schien er dem Schloßfräulein durch manche Eigenschaften unentbehrlich geworden: durch

seinen Verstand, mit Scharfblick gepaart, seinen praktischen Sinn besonders, durch die Ordnung, der er sich, in die Einrichtungen der Dame eingehend, befliß, die Thätigkeit und den Unternehmungsgeist, welcher noch über der Letzteren stand. Denn nur so konnte man den auffallenden Vorzug erklären, welchen Verena einem unbekannten jungen Manne schenkte, der plötzlich auf der Möveninsel erschienen war, man wußte nicht wie und woher, und sich blitzschnell das Vertrauen der sonst nichts weniger als zugänglichen oder unbesonnenen Eigenthümerin gewonnen hatte, und damit auf deren Gute ein entschiedenes Uebergewicht, welches bei jeder Vorkommenheit geltend zu machen er sich gar nicht ungeneigt erwies, ohne der etwa dabei hervorgerufenen geheimen Feindschaften zu achten.

Seine zahlreichen Neider ließen sich es freilich nicht träumen, daß der vermeintliche Günstling seiner Gönnerin noch viel lästiger, viel unangenehmer war, als ihnen selbst, und daß diese ihn nichts weniger als aus eignem Antriebe zu ihrer rechten Hand erkoren, sondern gern sich seiner entledigt hätte, wenn es nur irgend möglich gewesen. Sie hörte seinen Namen zum erstenmale, als er sich eines Tags bei ihr melden ließ. Der junge Abenteurer, oder besser zu sagen, Spekulant,

mit einem schwarzen Flor um Hut und Arm, stellte sich ihr dreist als der Sohn eines Mannes vor, durch dessen Vermittlung in Hamburg ihr ein gewisser Brief von höchster Wichtigkeit aus Indien zugegangen war, über den jener das strengste Schweigen beobachtet, aber doch noch zuletzt auf dem Krankenlager das Geheimniß seinem einzigen Kinde eröffnet und ihn auf die Empfängerin des Schreibens, welches ein Testament enthielt, hingewiesen habe, in der Letzterer, welcher völlig aussichtslos zurückblieb, eine Beschützerin finden werde, zum Lohne für die von dem Vater geleisteten Dienste. Als das Schloßfräulein sich nicht rasch genug derselben erinnern wollte, ließ Herr Bernhard nicht undeutlich durchschimmern, daß seine eigene Diskretion, auf die man zwar bauen könne, nur um erklecklichen Preis zu kaufen sei.

Jetzt besann sich Verena nicht länger, sondern bot ihm, ohne jedoch die überseeische Correspondenz zu erörtern, oder je wieder auch nur mit einem Worte zu berühren, sogleich eine Versorgung auf ihrem Gute an. Nichts konnte ihm erwünschter sein. Sie selbst hatte rasch überlegt, daß sie seiner am sichersten war, wenn sie ihn in ihrer unmittelbaren Nähe behielt, und in steter Abhängigkeit, wenn sie ihn zu ihrer

Kreatur machte. Indem das Schloßfräulein es auf sich nahm, ihn selbst in sein Amt einzuschulen, verrechnete sie sich keineswegs in der Brauchbarkeit des neuen Verwalters, welcher der Anleitung dieser erfahrenen und berühmten Wirthschafterin eifrig folgte und sich bald unter ihrer Führung eine ungemeine Geschäftsgewandtheit aneignete. Es war keine Frage, daß er sich nicht seiner Gutsherrschaft, so wie der ganzen Besitzung, vielfach nützlich machte; denn es fehlte ihm nicht an einer gewissen Tüchtigkeit, und er verstand seine Patronin nur zu gut. Sie ihrerseits merkte sofort, daß er sich zu Allem brauchen ließ, und daß man bei jeder Gelegenheit auf ihn, das heißt auf seinen Eigennutz, zählen durfte.

Zugleich mochte sie sich aber auch nicht länger verhehlen, was sie gleich anfangs gefürchtet hatte, nur nicht in solchem Grade, ohne es vermeiden zu können, daß sie sich einen Zeugen herbeigezogen, einen Späher, und daß das Werkzeug sich in ihrer Hand gegen sie selbst gewendet. Täglich bereute sie es, doch zu spät, ihn an ihre Person, an das Schloß gekettet zu haben, und doch wußte sie nicht mehr von ihm loszukommen, wagte nicht sich von ihm zu befreien, ihn selbst unter irgend einem, sogar für ihn ersprießlichen Vorwande

zu entfernen, je tiefer Bernhard in ihr Leben und Weben hineingeschaut. Sie hatte sich mit ihm eine Geißel aufgebunden, das spürte sie stündlich. Allein das ahnte, außer ihr, Niemand.

Als der Verwalter in die Stube seines Fräuleins trat, saß sie bereits am Bureau und blätterte in einem ihrer großen Rechnungsbücher, von welchem sie nicht aufsah, den guten Morgen ihres Untergebenen erwidernd. So völlig war sie kaum Meisterin ihrer Stimme, daß nicht in derselben etwas nachklang, was jenem auffiel.

„Sind Sie krank, Fräulein Verena?"

„Warum?"

„Ich meine, Sie sehen angegriffen aus."

„Nein, ich danke Ihnen, ich befinde mich wohler als je. Vielleicht hat mich der gestrige Tag ein wenig ermüdet. Lieber Herr, man ist nicht mehr so jung wie vor zehn Jahren."

Damit ging sie zu den Geschäften über, welche sie nach ihrer Weise kaltblütig, einschneidend, genau verrichtete, wie immer, ohne jede Veränderung. Als sie Alles abgemacht und er bereits die Hand an der Thürklinke hatte, warf sie am Fenster, vor dem sie stand um ihre Federn zu bessern, noch einmal, ganz

zufällig hin: „Noch eins, Bernhard! Es ist mir zu Ohren gekommen, daß ein Vagabund in der Gegend umherstreicht, und sich sogar im Walde am See betreffen läßt, ein Vagabund der gefährlichsten Art, vor dem man auch nachdrücklich warnt. Es soll ein aus dem Gefängnisse entsprungener schwerer Verbrecher sein."

„Ich werde ein Auge auf ihn haben, Fräulein."

„Das genügt nicht. Er bedroht das Schloß, wir sind in Gefahr."

„So werde ich auf ihn fahnden lassen."

„Wir müssen uns ohne Verzug des Subjekts entledigen."

„Gut, ich werde die Gerichte aufbieten."

„Das geht nicht, mir fehlen die Beweise, das ist auch zu weitläufig mit den Gerichten. Nein, so dürfen wir es nicht angreifen. Es muß unter der Hand geschehen. Schaffen Sie andern Rath."

Er zuckte die Achseln: „Das sind Kriminalsachen, ich kann mich nicht dazu verstehen ...."

„Eben weil es Kriminalsachen sind, kann uns Niemand wehren, auf unsrem eignen Grund und Boden Justiz zu üben. Sie kennen den Schneckengang der Rechtspflege. Der Bursche wildert in unsern Forsten, sage ich Ihnen ja."

„Fräulein Verena, das Faustrecht gilt nicht mehr heutigen Tags ....“

„Sie wollen mich also ungestraft ausplündern, ermorden, mir vielleicht das Haus an allen vier Ecken über dem Kopfe anzünden lassen? Mir scheint, daß auch Sie doch einiges dabei zu verlieren haben.“

Er lächelte ungläubig. Noch nie hatte er sie so wenig verstanden oder verstehen wollen, noch nie war er so wenig auf ihre Ideen eingegangen, noch nie so zäh gewesen.

„Bernhard!“ ruft sie, mit einer plötzlich auflodernden, wilden Heftigkeit, welche grell gegen ihre sonstige eisige Haltung absticht, „Bernhard, retten Sie mich und mein Eigenthum vor diesem Menschen, ich beschwöre Sie! Ich will von ihm befreit sein, koste es was es wolle. Setzen Sie mir einen Preis auf seinen Kopf! Ich gewähre Ihnen zum voraus alles, was Sie fordern. Nur fort mit ihm, so schnell und so geräuschlos als möglich. Räumen Sie ihn weg, auf eine oder die andere Art, gleichviel wie; nur ohne Aufsehen, das ist die einzige Bedingung, die ich mache. Sie sollen die besten Tage bei mir haben, ihre leisesten Wünsche werde ich errathen, Ihnen nie etwas abschlagen.“

Das Alles sprudelt sie nur so heraus und hält jetzt athemlos inne, mit den großen, brennenden Augen an seinen Lippen hängend, als erwarte sie von ihnen Leben oder Tod.

Da hat er sie haben wollen. Er hat sie nur zu gut verstanden. Noch eine Weile läßt er sie in der Schwebe, badet sich gleichsam in ihrer Angst und seiner Macht über sie. Dann hebt er ganz gelassen und gemächlich an: „Ja, Fräulein Verena, warum haben Sie mir das denn nicht gleich gesagt, daß Ihnen so viel an dem Manne liegt? Er wildert auf unserem Gebiet, sagen Sie? Nun, mit einem Wilderer macht man nicht viel Federlesens; einem Wilderer, den man auf frischer That ertappt, schießt man im ersten besten Gebüsch eine Kugel in die Schläfe. Danach kräht kein Hahn. Wozu haben wir denn Gewehre und alte Jäger, die das Revier sauber halten? Nichts leichter als das. Geld wird es freilich kosten, viel Geld. Lassen Sie mich nur machen, Fräulein Verena. Es ist schon so gut wie geschehen. Und jetzt kein Wort weiter davon.“

Sie hätte vor ihm niedersinken mögen auf ihre Knie und ihm danken mit gefalteten Händen. Man brauchte sie nur in den Sarg zu legen, so kreideweiß war

ihr Gesicht. Ihre zarten Glieder flogen im Fieberschauer.

„Sie frieren, Fräulein Verena, die Morgen sind schon kühl. Darf ich Ihnen nicht Ihren Shawl umgeben?“

„Ich vergesse es Ihnen nie, Freund!“ sagte sie, ohne auf die letzte Rede zu achten oder sie nur auch zu hören, und ließ sich wie ein Kind von ihm in das Tuch wickeln.

Als sie ihm die Thüre öffnete, stand das blasse Dienstmädchen außen im Vorzimmer.

„Was thust denn Du da, Liesch?“ herrschte das Schloßfräulein sie so streng an, daß der Staubwedel in ihren Händen zitterte, und sie kaum die Worte vorstottern konnte:

„Fräulein Verena, ich putze die goldnen Rahmen.“

Es bedurfte, nachdem der Verwalter längst hinaus war, einige Zeit, ehe Verena ihre vorige Fassung wieder errang, und mit der gewohnten festen Stirne drüben an den gemeinschaftlichen Frühstücktisch treten konnte, wo sie ihrem Papagei, der sich auf vergoldetem Ringe neben ihrem Stuhle wiegte, Zucker aus ihrem Munde naschen ließ, mit Adelais den Schnitt ihres neuen Morgenkleidchens besprach, sie aufforderte, dem

Neffen Feuerwerk und Ständchen zu schildern, um das er sich durch seine Jagdpassion gebracht. Werner dagegen begann ihr zur Entschuldigung sein Waidmannsheil so umständlich zu erzählen, daß selbst sein Mühmchen, wie er das reizende Wesen zu nennen beliebte, ein kleines Gähnen kaum zu unterdrücken vermochte. Die Gedanken der Tante waren dabei freilich ganz wo anders: auch im Walde; aber auf einer andern Fährte.

Sie jagen ein anderes Wild. Es ist eine rasende Hetze und alle Furien sind dahinter her. Es ist nicht das erste Mal, daß Verena äußerlich so schneidend ruhig ist, bei der höchsten innern Aufregung. Meisterin der Verstellungskunst, welche sie in der gedoppelten Schule der Dienstbarkeit und des Herrschens erlernt hat, ist dieses Weib daran gewöhnt, die Hölle in sich zu verbergen und äußerlich, wenn es sein muß, sogar behaglich zu erscheinen.

Während sie sich jetzt der leichten Unterhaltung hingiebt, ihre Umgebung neckt, wie tobt und wühlt es in der Seele! Jede Nerve ist gespannt, jeder Puls hämmert; denn hängt doch ihre Zukunft, ihre ganze Existenz, an Einem Haare. Vielleicht die nächste Minute schon entscheidet darüber. Es fragt sich, je nach-

dem die Loose fallen, ob Verena Besitz, Ansehen, Ruhm behaupten, oder alles verlieren soll, den entehrendsten Strafen verfallen. Ob Verena wie eine Königin ihre Laufbahn beschließen, oder das Armesünderkleid anziehen, vielleicht das ungebeugte Genick dem Henker überlassen soll. Sie muß vorwärts, ihr Verhängniß treibt sie an den letzten Rand. Ob sie auch schaudert vor einem neuen Verbrechen, es ist Selbsterhaltung, sie kann nicht mehr wählen. Nicht in Wuth vollbringt sie es; in kaltem Bewußtsein. Sie ist sich und ihm, ihrem Verderber, selbst die Nemesis.

Da schwingen sich sanfte Accorde auf durch den hochgewölbten Salon. Adelais hat dem Wunsche ihres „Vetters", der sie gar schnell wieder zu versöhnen gewußt, nachgebend, sich an den Flügel gesetzt um Ersteren das Lied zu singen, welches er begehrt, eines seiner alten lieben Heimathlieder aus der Knabenzeit, die ihm wohl und weh thun.

Verena kann heute keine Musik hören. Vom Tische aufstehend, flüchtet sie auf den Balkon. Sie kann aber heute auch nicht das Grün des Waldes sehen. Noch weniger den Himmel dort oben, zu dem sie das Auge gar nicht aufschlägt. Sie senkt es in das Krystall

da unten, schaut hinab als wollte sie die Tiefe durchdringen bis auf den Grund und das Schloß suchen; nicht das darin sich spiegelnde, sondern das zweite, von welchem Fischer und Jäger und die alten Spinnerinnen glauben, daß es seit grauen Tagen in der Seeflut versunken ist, mit all seiner Pracht, mit schönen Damen und Rittern, Rossen und Falken, Pokalen und köstlichen Geweben, edlem Metall und Gestein, und das bei klarem Wasser noch oft gesehen wird, wie Mancher beschwören will.

Die jungfräuliche Stimme, anfangs bebend und leise, hallt jetzt voll, rein und warm über die glatten, wie still aufhorchenden Wellen hin.

Verena kann den Gesang heute nicht ertragen. Unbemerkt von den Liebenden, schleicht sie durch den Frühstückssaal in ihr Zimmer zurück. Ihr zerren Ungewißheit und Zweifel die Seele her und hin. Hat der Verwalter ihren Wink recht erfaßt? Redete er nicht in den Wind? Er ist der Mann auszuführen, was er einmal sagt, wenn es ihm Ernst damit. Was er unternimmt, wenn er es erst will, wenn es ihm nur taugt, hat Hand und Fuß. Das Schloßfräulein kennt ihn darauf. Aber wird er sich nicht in der Wahl seines Helfers vergreifen, welchen man auf den

Anstand hinausschickt nach dem Wilde? Läßt es sich in seinem Verstecke auftreiben? Findet man den rechten Moment? Versagt nicht schließlich noch die Flinte, und wenn sie trifft, trifft das tödtliche Blei auch gewiß den Sitz des Lebens? Alles muß sich die Harrende ausmalen, das Bluten, das Röcheln auf dem Moose, unter tiefhängenden Zweigen. Mit Grauen und mit Begierde belauscht sie den letzten Seufzer. Wird nicht der Sterbende ganz zuletzt noch einmal die Lider aufschlagen, die Lippe regen, um seine Mörderin anzuklagen? nicht der Leichnam sich auf der Bahre noch einmal aufrichten, oder noch aus dem Grabe einen Arm hervorstrecken, um seine Mörderin vor Gottes Gericht zu laden? . . . .

Vielleicht ist es bereits geschehen, ist nicht mehr zu ändern, wenn sie auch gern möchte, wenn sie widerrufen wollte, ist vorüber . . . . . . Sie irrt von Stube zu Stube, mit in jeder Sekunde wachsender Angst, die Hände ringend, instinktartig. Sie weiß nicht, ob sie mehr bangen soll, daß das, wovor ihr bangt, geschehen oder nicht geschehen sei. Sie ist völlig nur noch Ohr: beim leichtesten Geräusche fährt sie zusammen, beim Knarren einer Thürangel, beim leisen Anspielen und Kosen der Wellen, wenn ein Vogel außen

vorbeifliegt, ja wenn die Luft durch den Vorhang am Fenster streicht, beim Krachen der Dielen unter ihren Füßen — sie erschrickt vor ihren eignen Tritten, vor ihrem eignen Athemzug.

Wohin sie schweift, überall verfolgen sie die Töne des Gesanges. Es ist ein Lied, das sie nicht ausstehen kann. Es erinnert sie an ihre Jugendjahre. Sie hat es zudem von einer verhaßten Nebenbuhlerin oft hören müssen. Es ist als ob, je weiter das Schloßfräulein vor der Silberstimme flieht, diese sich desto mehr beflügelt, desto heller schallt.

Die Sängerin hat das Lied von ihrem Mütterlein gelernt. Werner, über den Stuhl seines Mädchens gebeugt, horcht hingegen mit Lust den Klängen, die ihn an sich ziehen, die seit der Trennung noch kräftiger, aber auch sehnsuchtsvoller geworden sind. Sie muß ihm das nämliche Lied öfter wiederholen. Dann setzt er sich zu ihr an ihr Arbeitstischchen. Sie greift zu ihrer Stickerei, er nach einem Buche, um ihr vorzulesen wie ehemals. Doch die Nadel feiert, denn er hält die warme weiche Rechte in der seinen während dem Lesen. Adelais neigt das Köpfchen ein wenig gegen des Freundes Achsel, um mit ihm in das Buch hineinzuschauen, wie sie es

früher zu thun pflegte, und wie er es nur von ihr dulden mochte, schon als Knabe.

Oder sie stehen auf der Altane und streuen einigen weißen Schwänen und einem schwarzen — Letzterer damals erst kurz im Norden eingebürgert — welche aristokratisch einsam die blauen Fluten durchschneiden, Stollen mit Rosinen hinunter. Oder sie jagen sich, wie sonst nach den Lektionen im Garten, und Werner hilft ihr Blumen begießen, pflückt die schönsten, ihr die Locken damit zu schmücken. Ein andermal rudert er Adelais selbst hinaus im Kahne weit in den See, und im Uebermuthe des Glücks schleudert sie die duftenden Blüten aus ihrem Haar in die Wogen, welche mit ihnen davontanzen. So wie sie, schwinden, nicht minder rasch, ein Paar anmuthige Tage hin, und die frohen Kinder wundern sich über die Freiheit, welche ihnen die sonst so streng bewachende Tante läßt, nehmen es gern als Zeichen, daß sie endlich doch die Neigung begünstigen will.

Neuntes Kapitel.

Birsch im Wald und eine Depesche.

Nachdem so das schwarze Sammetauge des Mühmchens ihren Liebsten die ganze Zeit über gefangen hielt, macht er sich eines Abends los, um wieder einmal ein wenig zu birschen drüben im Forste, während Adelais ein Auftrag der Pathe in Betreff ihrer Armenschule beschäftigt. Nur die Hunde kann der junge Mann heute nicht bei sich dulden, weil sie sich, ganz gegen ihre sonstige Weise, widrig und seltsam gebehrden, und durchaus nicht ablassen mit Zerren und Winseln, und heulend ihn umkreisen, so daß er sie wieder zurückschicken muß. Ihn verlangt es doch hinaus aus dem engen Kreise der Insel, dem Banne des monotonen Wasserspiegels, der Werner's Auge ermüdet. Wie thut ihm die freie, vom Aroma der Kräuter durchwürzte

Waldluft so gut, in der er die heiße Stirne badet! Er pfeift ein Lied vor sich hin, jenes Lied, das Adelais von ihrer Mutter gelernt, und ihm so oft hat wiederholen müssen. Vögel um ihn singen auch, als wollten sie ihn begrüßen, ihm die uralte und ewig neue Mähr wieder vorsagen. Der rothe Abendstrahl bricht durch eine Lichtung im Gehölz und säet auf Laub und Gräser eitel Gold, als lägen Schätze zu den Füßen des Weidmanns, dem sein Gewehr wohl auf der Schulter ruht.

Nur Ein disharmonischer Laut trifft sein Ohr, schrill, ob von Mensch oder Vogel; und jetzt noch einmal, und noch einmal, und nach einer Weile ein furioses Murren und Murmeln, das immer deutlicher wird, je näher der Theologe darauf losgeht, und sich allmälig zu einem Gemisch von rauhen Stimmen entwickelt. Hätte er doch seine Jagdgenossen bei sich wie sonst, die treuen Thiere, die ihn zweifelsohne warnen wollten mit ihrem verstörten Wesen! Fast will unsern Freund ein Bedenken anwandeln, indem er durch die an diesem Platze just dünner werdenden Buchen- und Birkenstämme einen ganzen Trupp bärtiger Gesellen unterscheidet; er hält den Fuß an, um sie hinter einer grauen, halb vom Blitz zerschmetterten Eiche zu beob-

achten, um deren Wunden sich Epheu gesponnen hat, wie ein Verband. Sind es vielleicht Wilderer, die ihre Beute heimlich fortschleppen? Oder noch etwas Schlimmeres — bei Gott! da, am Schlehenbusch, auf dem Haidekraute hingestreckt, liegt ein Mann in seinem Blute, mit gebrochenen, verglasten Augen! und die Mörder sind um den Erschlagenen beschäftigt, zu ihm niedergebeugt, vermuthlich um ihn auszurauben. Instinktartig wendet sich Werner, um vor der düstern Gruppe, der er allein entgegensteht, zu entfliehen. Zu spät! Das dadurch verursachte Rauschen der Blätter hat ihn verrathen. Schon kommen Zwei von den Feinden auf ihn zu. Wahrscheinlich schlägt auch ihm jetzt das letzte Stündlein. Sie müssen ihm ja schon an's Leben, um sich selbst vor Entdeckung zu schützen. Nun, wohlfeil wird er es ihnen nicht geben.

In ein Gesicht blickend, kreideweiß wie das der Leiche, in ein bestürztes, ehrliches Gesicht, das sich die Aeste zurückbiegend an ihn herandrängt, ruft Werner plötzlich: „Ha, Martin, Du bist es! Was ist denn das?" — Und nun erkennt er auch die Uebrigen. Es sind Bauern und junge Bursche aus dem nahen Dorfe. Sie haben den entsetzlichen Fund noch nicht lang gethan. Einer von ihnen ist davon gesprungen und hat

noch Andere geholt und Anzeige auf dem Amte gemacht, und jetzt zimmern sie an der Tragbahre.

„Da kann man ein geistliches Herrlein wohl brauchen,“ sagten sie. „Wär' er nur früher gekommen, um dem armen Schlucker die letzte Wegzehrung zu verabreichen, statt daß der nun so in seinen Sünden hat hinfahren müssen.“

Damit führen sie den jungen Mann, der erst einen Schauder überwinden muß, um näher zu treten, zu dem Todten, welcher mit zerschmetterter Stirne da liegt. Die Kugel ist dicht am linken Auge eingedrungen: Er muß sogleich verschieden sein, noch vor der erfolgten Verblutung. Werner sieht ihn nicht zum erstenmale, nein, die Gestalt, die Kleider kommen ihm bekannt vor. Wo hat er ihn schon gesehen? Der zerrissene Anzug, die langen, grauen Haare, jetzt erst recht wild herabhängend um den kahlen Scheitel .... er besinnt sich, daß es der Bettler oder Vagabund ist, den er vor einigen Tagen, bei der Ankunft, im Chausseegraben begegnet: „So müssen wir uns wiedersehen, alter Kamerad?“ — So hast Du doch noch ganz zuletzt ein weiches Lager auf dem Teppiche von blühender Erika gefunden, Du alter Wanderbursch? Die kleinen Blumen sind mit seinem Blute begossen. Ein

Sonnenstrahl dringt noch durch das tiefe Gezelt von Zweigen ein, als wollte er den Purpur aufsaugen.

In diesem Momente hallen Glockentöne, die der Abendwind über die Wellen trägt: das Gebetläuten im Dorfe. Die Landleute nehmen alle ihre Mützen ab und falten die Hände rings im Kreise, den sie frei lassen um den Leichnam und den geistlichen Kandidaten. Einer von ihnen kehrt keuchend zurück und kündigt die ihm auf dem Fuße folgenden Gerichtsmänner an. Durch die einsame Stille gellt hoch oben über den Wipfeln Mövengeschrei, wie der Ruf von Rachegeistern.

Man hat in einer kleinen Entfernung von dem Erschossenen eine entleerte, verrostete Flinte, den Körper selbst aber schon starr und erkaltet gefunden. Hat er sich selbst umgebracht? Ist es ein Wilddieb, den Einer auf der That erwischte, dessen Amt das war, der aber die Ausübung nicht gestand, weil die Kugel besser zum Ziele flog und tiefer drang, als er selbst wollte? Der Verblichene kann auch ein Opfer bloßen Versehens oder des Ungeschicks sein. Oder wollte man ihn berauben? Dagegen sprach außerdem, daß er nicht danach aussah, als ob bei ihm viel zu holen sei; der Bestand seiner Börse, die einige Thaler und

etwas Münze enthielt, die unberührte silberne Uhr. Nicht einmal das Taschentuch fehlte. Aus der Wäsche, die überraschend sauber und fein schien unter der lumpigen Kleidung, waren alle Zeichen herausgeschnitten, was auf Vorsatz deutete, vielleicht der Selbstentleibung.

Anderes und mehr konnte oder mochte die damals noch sehr mangelhafte und nichts weniger als prompte Justiz, jetzt und später nicht über die Katastrophe ermitteln. Man begnügte sich die Kleider und Habseligkeiten des Unglücklichen, behufs möglicher künftiger Ausweisung, in einer auf dem Amte zu bewahrenden Kiste ebenfalls so gut wie zu begraben und den Würmern zu übergeben, von dem Gelde aber ein grobes Todtenhemd und einen Armensarg, einen sogenannten Nasendrücker, anzuschaffen, und dem wahrscheinlich oft und müde Gewanderten, bei Nacht und Nebel in einem Winkel des Friedhofs, gleichviel wie, zu Ruhe zu legen: in dem für die Selbstmörder bestimmten Winkel, wo ein numerirtes Pflöckchen die anonyme Schlafstätte bemerken sollte.

Doch trat hier unerwartet jemand in's Mittel. Gleich als man im wachsenden Dunkel mit Kienfackeln die Bahre in das Dorf getragen, sich auch auf

der Insel und im Schlosse rasch die Nachricht des Ereignisses verbreitet, hatte Adelais sie, lebhaft wie immer in Freud und Leid, mit Entsetzen und Erbarmen aufgenommen, das sich vollends noch steigerte, als aus allen mitgetheilten Umständen, aus der sogar Werner und andern Augenzeugen genau abgefragten Schilderung der Züge und Bekleidung des Erschossenen, sich die Ueberzeugung bei ihr entwickeln mußte: daß es zweifelsohne der nämliche, arme, kranke Mann, welcher wenige Tage zuvor ihr in so auffallender Weise morgens in der Rebenlaube entgegen getreten war, sie durch sein Erscheinen und noch mehr durch seine ungewöhnliche Gemüthsbewegung, welche jetzt mit dem blutigen, die Phantasie des Kindes beschäftigenden Drama zusammenfloß, schon damals tief gerührt hatte.

Um so erschütterter von diesem Unglücke, näherte sich Adelais zutraulicher wie seit lange oder jemals, dem Schloßfräulein, und zwar mit der Bitte, aus dem eignen Taschengelde, das nie knapp gemessen war, dem eben Eingescharrten, für den kein Grabgeläute durch die Luft dröhnte, dem greisen, nun in der rechten Herberge eingekehrten Wandersgesellen, ein Kreuz auf seine letzte Schlafstelle setzen zu dürfen.

Verena sah ihr Pathchen mit einem langen Blicke

an, der sie wie kaltes Eisen durchbohrte und fragte in gezogenem Tone: „Kennst Du ihn? Was weißt Du von ihm?“ Worauf die Kleine mit Scheu nur flüchtig erwähnte, daß der Alte sie neulich im Garten angebettelt. Dadurch reizte sie den unbestimmten Argwohn der Tante noch mehr, den sie aber in sich versenkte. Verena zog die pechschwarzen Wimper unter der Marmorstirne niederschlagend, ihre Börse hervor und legte leise wie mit einer Rechten, welche, was sie thut der Linken nicht wissen lassen will, einen Beitrag in die rosige Hand des Mägdleins, der reichlich alle Kosten decken konnte; so daß noch heute ein vergoldetes Kreuz, wenn schon ohne Namen, allabendlich im späten Sonnenstrahle noch ganz zuletzt erfunkelt, weithin durch die Fluren und zum Wasserschlosse, vielleicht um die nämliche Stunde, in welcher einst das Mordgewehr im Walde drüben auf das graue Haupt des Schläfers blitzte.

So sollten die flüchtigen Sonnenblicke für das liebende Paar schnell den düstersten Eindrücken weichen, die gleich schwarzen Wolkenschatten hinfliegend, das Nahen von Sturm und Weh wahrsagten. Es ließ auch nicht lang auf sich warten.

Am nächsten Sonntag war Werner mit der Tante

und dem Mühmchen zur Kirche gefahren, die mit altersbraunen Mauern aus dem Grün ragt. Nach der Heimkehr spazierte das Schloßfräulein wie gewöhnlich noch durch die Gärten. Sie wandelte gerade zwischen ihren beiden Pathenkindern, vor der Pelouse im Hauptgange der Anlage rechts auf und ab, die Blumen und Pflanzen achtsam betrachtend, blieb da und dort stehen, von dem Gärtner, sein Käppchen und drei frischabgeschnittene Sträuße in der Hand, gefolgt. Die blasse schüchterne Liesch, deren stets etwas vorgeneigter Kopf aus lauter Aengstlichkeit immer ein wenig wie ein Uhrenperpendikel sich bewegte, bog ohne aufzublicken hinter überpurpurten Oleandersträuchen vor, an der Ecke aus einem Seitenpfade, mit einem Briefe, ein großes Couvert und ein, selbst im Verhältniß dazu, kolossales Siegel. Adelais sah ihn zuerst und wußte sogleich durch die Instinkte des Herzens, daß er ihr ein Unheil bringe. Auch Werner, noch ehe sein Finger die ihm überreichte Depesche berührte, erkannte schon das fürstliche Wappen und entfernte sich, ohne sie zu erbrechen, rasch mit derselben, von den Blicken der zwei Frauen begleitet.

Es war richtig ein Schreiben vom Prinzen, das jener aus dem Riesenumschlage vorzog, trotz dem

Format nur wenige Zeilen, die sich auf demselben fast verloren, obschon weitläufig, in flüchtigen Zügen hingeworfen. Constantin vermißte die angenehme Gesellschaft seines Freundes, wie er ihn nannte, klagte, daß dessen Entfernung sich über Erwarten ausdehne, hatte sich schlecht befunden, litt noch immer ein wenig, war ermüdet, übler Laune, langweilte sich. Rücksichtsvoll und zartsinnig wie immer, besprach er einige zu treffende Einrichtungen für das Behagen seines künftigen Kaplans — denn so drückte sich der Fürst mit Intention aus, hinzufügend, er hoffe die Stelle nunmehr so zu dotiren, daß der junge Theologe nichts entbehren dürfte in seiner neuen Heimath. Durch alles aber klang eine leise Empfindlichkeit, daß derselbe sich so lange freiwillig von seinem Gönner trennen möge. Das Schreiben war überhaupt so eingerichtet, es der Tante mittheilen zu können.

Sie schien, zu des Neffen Ueberraschung, nicht viel gegen seine beschleunigte Abreise einwenden zu wollen. Er wußte nicht welche Last er durch dieselbe jetzt von dem Schloßfräulein nahm, das ihn sonst immer so ungern fortließ; denn sie stand auf eine Weise zwischen ihm und dem Verwalter, welche sich in der Länge nicht ertragen ließ, und mußte alles aufbieten, Letzteren

zu beschwichtigen, dem bei seinen Bewerbungen um Adelais die Liebe des Studenten zu ihr, und seine bloße Gegenwart schon natürlich ein Dorn im Auge war, und der täglich auf die Versprechungen seiner Patronin pochte und das Uebergewicht geltend machte, welches er nicht nur als Mitwisser, sondern neuerdings noch mehr sogar auch als Helfershelfer erlangt, indem er ihr ein neues Verbrechen so erleichtert, und gleichsam zum voraus abgenommen hatte. Kraft des schrecklichen Geheimnisses fing er nachgerade an sie förmlich zu terrorisiren, so daß sie ihn bald eben so sehr fürchtete wie den, welchen er aus dem Wege geschafft, und lieber den alten Peiniger zurückgerufen hätte, um sich des neuen zu entledigen. Um die Conflikte mit dem Letzteren zu vermeiden und sich nur Ruhe vor ihm zu verschaffen, schien ihr diesmal sogar die Trennung von dem Liebling nicht unerwünscht.

Werner seinerseits, wie ungern er sich von dem Mädchen losriß, verhehlte sich doch nicht, daß ihm eine minder schwüle Atmosphäre zuträglicher sein dürfte. Die Klosterwirthschaft — so nannte er im Unmuthe zuweilen das Inselschloß — beengte ihn immer; es war noch eine Tradition aus seiner Knabenzeit, sich hier unbehaglich zu finden. Nun er die Freiheit ein=

mal geschmeckt, drückte ihn alles noch viel mehr. Vielleicht gestand er sich kaum selbst, daß die Welt draußen ihn doch wieder lockte, daß die Fremde doch ihren Reiz für ihn behauptete, daß er Abwechslung brauche. So sehr er der heitern Grazie des Daseins huldigte, so wenig war Schwärmerei, war Romantik sein Element, er versuchte sich nur ausnahmsweise in demselben, im Vorübergehen, gleichsam nur als Dilettant; denn seine Natur war nicht für die Sehnsucht und die mystischen Tugenden angelegt, sondern für den fröhlichen Genuß der Wirklichkeit.

Seiner Geliebten, und vermuthlich sich selbst, sagte er, daß er ein Opfer bringe, indem er von ihr scheide, daß er die Zukunft sichern wolle, weil alles auf dem Spiel stehe, wenn er länger säume dem Rufe des Fürsten zu folgen, und weil er sich dadurch dessen Schutz und Freundschaft verscherze. Sich selbst und Adelais tröstete der junge Mann damit, daß er jetzt nur von ihr gehe, um desto schneller und für immer sich mit ihr zu vereinen, da er ihr die Heimath bereite und sobald als möglich wiederkehre, die Braut dahin abzuholen. Seine ganze Beredsamkeit gehörte dazu, bei ihr eine gewisse Eifersüchtelei zu beschwichtigen, die sich in dem heißen Mädchenherzen schon früher

gegen Prinz Constantin einnisten wollte. Dem Schloßfräulein, welches dem Neffen, wie es ihm däuchte, in der letzten Zeit geflissentlich auswich, vermuthlich um einer weitern Erklärung vorzubeugen, konnte er nur noch, indem er ihr beim Abschiede zum letzten Male die weiße Hand küßte, vor Zeugen zuflüstern: „Tante, wahren Sie mir mein Glück!“

Als der Wagen, welcher den jungen Theologen zurückführen sollte durch die Stoppelfelder, auf denen er noch die goldnen Saaten angetroffen hatte, schon im Hofe angespannt war, hing unten im Garten vor der Rebenlaube Adelais schluchzend am Halse ihres Jugendgespielen und wollte ihn nicht loslassen. In ihrem Schmerze achtete sie es sogar nicht, daß Herr Bernhard wieder an dem Spalier herschritt, aber diesmal gerade auf das Pärchen zu, und zwar recht absichtlich im Kiese schlürfend, und laut hustend dazu. Er pflanzte sich neben die Liebenden und sagte spöttisch, indem er mit einer Verneigung von bei ihm ungewöhnlichen Ceremoniell der Kleinen den Arm bot: „Fräulein Adelais, die Tante läßt Sie bitten hinaufzukommen.“

Mit einem unbeschreiblich giftigen Blick erwiederte er den zornigen, mit dem ihn Werner maß. Noch

einmal reichten sie sich scheidend die Hand, der Jüng=
ling und das Mädchen, noch einmal wandte er sich
nach ihr, winkte nach ihr zurück mit der Hand, mit
dem Taschentuche — und war dann entschwunden.

Zehntes Kapitel.

Sie ist unpraktisch.

Ihr Auge schwamm in Thränen, sie lächelte nicht mehr bis der erste Brief kam, was Allen kurz däuchte, außer ihr. Sie barg ihn unter ihrem Kleidchen, auf der Brust, las ihn dreifach: mit den Augen, mit den Lippen, die ihn küßten, und mit dem Herzen, das an ihm pochte. Nicht lange, so löste ein zweites Schreiben das erste ab auf diesem süßen einsamen Posten. Adelais bedurfte eines solchen unsichtbaren Beistands in den ihr bereiteten Anfechtungen; denn seit Werner's Abreise, der den Verwalter noch in Zaum gehalten hatte, mehrten sich dessen Zudringlichkeiten in peinlicher Art, und das Schloßfräulein wollte oder konnte ihnen keinen Damm entgegenstellen, so daß sich ihr Pathenkind vergebens nach Schutz umsah.

Nichts desto weniger beharrte sie fest auf ihrem Sinne und wies hartnäckig und mit steigendem Widerwillen den lästigen Freier zurück.

Um so mehr setzte Letzterer seiner sogenannten Gönnerin zu, die von ihm gedrängt, nur zu viele Gründe hatte, sich seinen Wünschen nachgiebig zu zeigen, auf die er bestand, ungeachtet aller Vorstellungen.

„Das Kind ist noch zu jung," wiederholte jene, „es ist gar keine Frau für Sie, Freund. Sie ist unpraktisch, widerspenstig, verwöhnt, phantastisch, wie ihre Mutter es war."

„Ich will sie mir schon ziehen, Fräulein Verena; wenn Sie sie nicht gezogen haben."

„Sie bekommen ein böses Spiel mit meinem Neffen."

„Er hat mich mehr zu fürchten, wie ich ihn. Wenn er die Nase gar so hoch trägt und sich hier schon als künftiger Herr gebärdet, so könnte ich ihm zu verstehen geben, daß es mich nur Ein Wort kostet, um sein ganzes Erbrecht zu tilgen."

Das wirkte. Sie besann sich nicht länger ihre Pflegetochter rufen zu lassen nnd ihr ein minder schroffes Benehmen gegen den Verwalter zu empfehlen.

Die Kleine zuckte nur die Achseln. Das Schloßfräulein, noch immer gemessen, doch schon innerlich gereizt, schärfte ihr ein, sich artig gegen Herrn Bernhard zu erweisen. Ein wackerer Mann sei nicht zu verachten, die Parthie ganz annehmbar, ein so thätiger und intelligenter Oekonom könne es noch weit bringen.

„Du hast keine großen Ansprüche zu machen; es wird Dich später gewiß reuen, wenn Du diese passende Versorgung ausgeschlagen."

Adelais faßte sich ein Herz und legte ihren Widerwillen für ihn offen dar, worauf ihr die Tante erklärte: daß sie kraft ihres Mutterrechts, dem Verwalter die Hand ihrer Mündel zugesagt, daß Letztere sich darein zu fügen habe, und sofort die Verlobung stattfinden müsse. Verena setzte noch hinzu, wie sie sich zu Gunsten ihres Pathchens verpflichtet, dem Bräutigam, abgesehen von der hübschen Mitgift, dem Haupttheil des landwirthschaftlichen Besitzes in Pacht zu übergeben und ihn dadurch zum selbstständigen Manne zu machen.

„Er will Dir das Haus drüben an der Brücke wie einen Puppenschrank einrichten," schloß sie tröstend. „Du und ich wir fahren nach Hamburg und bestellen Dir da eine allerliebste Aussteuer."

Das Kind, deren Wangen eine tiefe Purpurröthe überflog, warf sich dem Schloßfräulein zu Füßen und beschwor dieselbe mit aufgehobenen Händen und beflügelten Worten bei dem brechenden Auge der Mutter, bei derem Grabe, eine Waise nicht in's Unglück zu stoßen.

Jene trat einen Schritt zurück und entgegnete eisig neben solcher Glut: „Wie Du wieder exaltirt bist, Adelais! Nur keine Scene, darum bitte ich. Ich denke, Du könntest gerade durch das Beispiel Deiner Mutter genug an romantischen Leidenschaften haben. Bei Deiner Schwärmerei bedarfst Du der Leitung eines besonnenen vernünftigen Mannes, der Dich in das praktische Leben einführt, in das Du Dich, trotz meiner Ermahnungen, nie finden mochtest. Ich habe alles lang und reiflich überlegt, und für meine Pflicht erkannt diese Wahl zu treffen. Es bleibt bei meiner Entscheidung."

Jetzt erhob sich das Mädchen ebenfalls wie kalt übergossen; düster haftete ihr Auge am Boden, aber fest entschlossen sprach sie: „Nun gut! Dann suche ich mir in der Flut ein Grab. Bei der himmlischen Seeligkeit schwöre ich es, wenn man mich zu dem Menschen zwingt, springe ich in den See!"

Das Schloßfräulein brachte keinen Laut mehr über die Lippen; sie ließ schweigend ihre Ziehtochter zur Stube hinausgehen.

Sie zum Aeußersten zu treiben, nein, das wollte Verena denn doch nicht. Sie bebte zurück vor einer neuen Schuld — drückte die alte nicht schon genug? Oft war es der mit der Sünde Ringenden, als möchte sie ihr ganzes Sein daran geben, diese Last von sich zu wälzen. Es ließ ja das Weib nicht los, zog sie immer tiefer hinunter in den Abgrund. O auch ihr erschien die Reinheit, der Friede schön und sehnenswerth, aber Verena konnte nicht mehr wieder heimfinden aus dem Dornengesträuche zu den grünen lichten Auen, nach denen sie vergebens das Auge wandte.

„Verloren ist verloren!“ seufzte es oft in ihr. Sie hatte ja nicht umkehren dürfen zu dem Besseren, zu der Tugend, nach der sie nicht nur einmal, nach der sie oft die Hand vergebens ausgestreckt. Glühend neidete sie die Bevorzugten, die sich nie verirren, die frei bleiben von den Schlingen.

Das war auch ein Grund der nie versiegenden Bitterkeit, mit welcher das Schloßfräulein, selbst ohne Wissen und Willen häufig die Comtesse noch im

Grabe verfolgte, noch über das Grab hinaus — in dem Kinde. Der Instinkt des Herzens, in der Jugend so stark und wahr, hatte Adelais nicht getäuscht, wenn sie ihre Beschützerin niemals lieben konnte. Des Mädchens unerklärlicher Haß errieth, unbestechlich durch die Wohlthaten, die nicht zu versöhnende Feindin, deren anscheinende Segnungen sich in Werkzeuge der Rache verwandelten; denn auch die Pathin, wie das Verbrechen ihrer, hatte sich des Mädchens bemächtigt, um sie nie wieder los zu lassen: eine doppelschneidige Vergeltung, weil zugleich eine Geißel, welche das Schloßfräulein sich selbst aufgebunden. So wächst nicht selten in der Unschuld still der quälendste Zeuge auf.

Es kam eine Zeit, wo Verena sich gern des Mädchens entledigt hätte; aber als die Tante ihre Unvorsichtigkeit bemerkte, die Kleine in das Haus gebracht, dem Knaben zur Gespielin gegeben zu haben, war es zu spät die Pathenkinder zu trennen, weil er sich schon in den Kopf gesetzt, eine Gefährtin für immer aus ihr zu machen. Das Schloßfräulein, sobald sie es gewahrte, wünschte zwar gleich ihre Adoptivtochter unter irgend einem beliebigen Vorwande, an dem es nicht fehlen konnte, schleunig zu entfernen; wagte es jedoch

nicht, aus Besorgniß, nicht blos, daß die Gefühle durch dazwischen geworfene Hindernisse noch mehr sich entflammen möchten, sondern auch, weil sie, die Tante, fürchtete, die Leitung des jungen Paars aus der Hand zu verlieren, auch nebenbei sich ihren Liebling zu entfremden. Sie schwankte eine Maßregel zu ergreifen, die vielleicht eben beförderte, was sie vermeiden sollte. So lange Adelais unter den Augen der Tante, blieb Letztere Herrin der Geschicke, und zog endlich vor, lieber diese Leidenschaft selbst zu übernehmen, als es Andern zu überlassen, und überdies möglicherweise den Neffen dadurch zu dem Entschlusse zu steigern, sich gewaltsam mit seiner Geliebten zu vereinigen, wozu durch seine und ihre Abwesenheit von der Möveninsel größere Freiheit geboten, ja geradezu der Weg recht eigentlich gebahnt würde.

Dies war das Geheimniß, welches die Pathin, unter dem Schleier der Großmuth und des einer Sterbenden verpfändeten Worts, so unauflöslich an die Waise kettete. Wie Verena die Mutter in der Tochter, verfolgte in dieser die Mutter das Schloßfräulein bis in das Innerste ihres Hauses, ihres Gemüths, bis in die kleinste Faser des Empfindens, das einzige, das sich noch recht menschlich warm regte in

der Verknöcherung; bis in die Liebe zu dem Sohne ihrer Seele, zu Werner, dem sie alles opferte, von dem sie alles hoffte. Zwischen ihn und sie drängte sich die Heranblühende, zwischen alle Plane dieses Weibes, zwischen die ganze Zukunft, wie zwischen die Vergangenheit. Du sagtest recht, Du ahnendes Kind, sie beneidete Dich um ihn, sie gönnte Dir ihn nicht! Die Nebenbuhlerin sollte nicht, in ihrer Tochter selbst nicht, mit Verena's Kleinod geschmückt, gekrönt werden. Wenn zwei Frauen sich hassen, so wissen sie es, lesen es Eine aus der Andern Seele, auf ein Haar, und keine Welt kann sie eines andern belehren. Mußte denn aus der alten Drachensaat immer wieder neu die Eifersucht entkeimen?

Es konnte niemals ernstlich die Absicht der Tante sein, Werner mit Adelais zu verbinden, die Fremde so nah und innig für immer in den Kreis der Familie zu ziehen. Auch ging Verena's Ehrgeiz für ihren Neffen nach glänzenderen Zielen. Allerdings mußte sich ihr, um das Verhältniß zu lösen, zu zerschneiden, eine anderweitige Verheirathung des Mädchens als die zweckmäßigste Auskunft darbieten. Bernhard wäre der Patronin schon recht dazu gewesen; sein Verstand, seine Energie vorzüglich machten ihn ganz zu dem Manne,

welchem man mit Vertrauen ein so unruhiges, romantisches Wesen, wie diese schöne und gefährliche Elevin, übergeben mochte. Doch hätte das Schloßfräulein ihr Pathchen lieber in die Ferne vermält, um sie dem jungen Theologen schnell und für immer aus den Augen zu rücken; und die Tante selbst wurde in dieser Weise nicht, wie sie wünschte, der Pflegetochter los, sondern sah sich vielmehr verdammt für immer die, deren Existenz sie am liebsten vergessen hätte, vor sich, in unmittelbarer Nähe zu haben, ihr gar nicht entrinnen zu können, was Verena jetzt schließlich als ein Verhängniß erkannte, dem sie sich beugen sollte.

Wie die Sachen nun lagen, konnte sie freilich nichts thun, als den Verwalter bitten, sich zu gedulden. Die Kleine sei im Moment zu allem fähig, man müsse sie schonen, betheuerte die Gutsherrin. Es bänden sich heilige Pflichten, ein ihr auf dem Todtenbette abgenommenes Wort, zwingen dürfe sie das Kind nicht.

„Seit wann ist denn Ihr Gewissen so zart wie ein geschältes Ei, Fräulein Verena?“ fragte Bernhard. „Bah! man springt nicht so geschwind in's Wasser. Das ist just wie Ihr Neffe drohte sich zu erschießen,

als Sie sich weigerten ihm die Schulden zu zahlen, wissen Sie noch? im zweiten Jahre, wo er auf der Universität war."

Doch ließ es sich der Verwalter, um den möglichsten Nutzen aus der Situation zu ziehen, gefallen, daß die Dame schon jetzt den Pachtcontrakt abschloß und ihrem Vertrauten dabei noch neue, bisher nie erhörte Vortheile bewilligte. Er sah wohl, daß er es nun anders angreifen müsse, um seine Zwecke zu erreichen.

Adelais hätte inzwischen gewissermaßen freier athmen können bei dem hiedurch eintretenden Compromiß; wäre nicht ein anderer Gram, ein herberer, in ihr erwacht. Sie glaubte zu bemerken, daß Werner ihr flüchtiger schrieb als sonst, als unmittelbar nach seiner Abreise. Bald fingen die Episteln an, nicht blos kürzer, sondern seltner zu werden. Sei es, daß ihn die neuen Verhältnisse, die Gesellschaft seines fürstlichen Freundes, zu sehr in Anspruch nahmen, sei es, daß die Macht der Entfernung, der frischen Eindrücke sich geltend machte auf seinen nur zu leicht beweglichen Sinn. Der junge Candidat hatte ohnehin niemals gern Briefe geschrieben, war niemals ein eifriger, oder auch nur pünktlicher Correspondent ge-

wesen, was früher die Tante zu Ermahnungen und Verweisen genug veranlaßte.

Aber diesmal ließ die ersehnte Post aus dem Süden ungewöhnlich lang auf sich harren, wie noch nie zuvor. Das konnte billig einen Grund haben, der sich rechtfertigen ließ. Vielleicht irgend ein unvorhergesehenes Ereigniß, ein plötzlicher Auftrag des Prinzen, eine Abwesenheit. Oder wohl gar beabsichtigte Ueberraschung durch einen schleunigen Besuch auf dem Möwenschlosse? Ein verirrtes, verloren gegangenes Schreiben? Werner konnte auch erkrankt, gefährlich erkrankt, es konnte ihm ein Unfall zugestoßen sein. Wenn er todt wäre, todt! Das arme Herz zermarterte sich mit Fragen über die Ursache dieses unbegreiflichen Schweigens, fürchtete und hoffte. Aber die Kunde, welche täglich, stündlich eintreffen sollte, blieb endlich ganz aus. Das konnte nur einen ganz besondern Grund haben. Tod oder Vergessen. Nur so erklärte sich das Verstummen. Tod oder Vergessen. Vergessen und Tod! wehklagte die betrogene Liebe. Es ist eine Hölle warten, vergeblich warten; aber gar nicht mehr warten, ist doch noch ärger. Tod oder Vergessen. Vielleicht gab es noch ein Drittes.

Einen Verrath anderer Art, den ein Dritter vollzog: Die Briefe der Liebenden konnten her und hin aufgefangen, unterschlagen sein. Man hat nie, weder früher, noch später Sicheres, Näheres darüber erfahren können. Der Verdacht dürfte wohl auf Bernhard haften. Jetzt zweifelt man kaum mehr daran, daß er die Karten so gemischt. Er besaß Routine genug und war zu allem fähig. Im Vergleiche mit dem, was er schon im Finstern verübt, war das ja nur eine kleine Taschenspielerei. Und doch auch ein Mord, an zwei Herzen, freilich nur spielend. Damals schöpfte noch Niemand Argwohn, und Adelais, so wenig sie sonst dem Verwalter traute, hatte mit kindlicher Unerfahrenheit in dieser Beziehung kein Arg, zu ihrem Verderben.

Ein in diesen Tagen von dem Neffen an die Tante einlaufendes Blatt, gab dem Mädchen die Gewißheit, daß er noch lebe, wie immer guter Dinge, und gesund sei. Hätte sie ihn nicht lieber todt oder unglücklich gewünscht? Er schrieb im hellen Sonnenscheine über die Annehmlichkeiten seiner Lage, seines Aufenthalts, seiner wahrhaft fürstlich eingerichteten Amtswohnung mit Garten, an den schönsten Park stoßend. Ueber das täglich sich steigernde, eigentlich ganz brüderliche

Vertrauen Constantin's, der seinem Kaplan alles, auch die Equipagen und Reitpferde, zur Verfügung stellte, bei der reizenden Umgebung von besonderem Werthe. Er schrieb über die ausgezeichnete Jagd in den köstlichen Laubwäldern, in denen man sich tagelang verlieren konnte, über das prächtige Schloß, die herrliche Bibliothek, die gebildete Nachbarschaft und feine Geselligkeit in derselben, die gute Musik, da der Herr sich eine ausgezeichnete Kapelle hielt; ja die Genüsse der prinzlichen Tafel, an welcher Werner täglich sein Couvert fand.

Das Schloßfräulein sah ihre stolzesten Hoffnungen bereits erfüllt, durch ihren Liebling sich auf Erden und im Himmel ehrenvoll vertreten. In dem Vergnügen darüber konnte sie, gegen ihre sonstige Gewohnheit, sich nicht versagen, die befriedigenden Nachrichten auch dem Mühmchen mitzutheilen, deren darin nur flüchtig mit einem Gruße erwähnt war, gemäß früherer Uebereinkunft beider Liebenden, und welcher demnach kein Licht auf ihre Stellung zu einander warf. Als das Kind diese Zeilen voll Jubel überflog, zog sich ihr Herz noch krampfhafter zusammen. Es kam eine überquellende Bitterkeit in sie. Verena vermißte nur eins: eine Andeutung über die Antrittspredigt, nebst sonsti-

gen Fingerzeigen auf die Gemeinde, welche der junge Seelenhirt, außer der hohen Familie, seine geistliche Fürsorge zu weihen hatte. Ueber diesen Punkt sollte die Tante bald hinreichend aufgeklärt werden. Es blieb ihr noch übrig, die Kehrseite der Medaille kennen zu lernen.

Elftes Kapitel.

Da! lies!

Eines Morgens schreitet zur herkömmlichen Zeit nach kurzem Klopfen Herr Bernhard, seine Notizenbücher und Papiere in der Hand, zu der Gutsherrschaft herein, mit seiner gewohnten Sicherheit und dem täglich nachlässiger und dreister werdenden Nicken, in welches sich die ursprüngliche Verbeugung allmälig umgewechselt hat.

„Fräulein Verena,“ sagt er indessen doch höflicher als sonst und mit eigenthümlichem Lächeln: „Fräulein Verena, vielleicht interessirt es Sie, auch eine fremde Stimme, aus einem anderen unparteiischen Gesichtskreise an Ort und Stelle, über die brillanten Verhältnisse Ihres Herrn Neveus zu hören? Ich vergaß Ihnen zu erzählen, daß ich zufällig Bekanntschaften

in dem kleinen Städtchen, vulgo prinzliche Residenz besitze."

Das Schloßfräulein nimmt bedenklich das offene, fast amtlich gefaltete Schreiben, welches er ihr überreicht, diesmal mit einem tiefen Compliment. Sie weiß, daß ihr nichts Gutes von ihm kommen kann. Um sich dem lauernden Feinde zu entziehen, tritt sie mit dem Briefe auf die Altane hinaus.

Der Verwalter hatte nämlich Anknüpfungspunkte, und zwar in Constantin's unmittelbarer Umgebung gefunden, durch einen dem Letzteren aus Hamburg empfohlenen Stallmeister, welchen der Fürst für sein, auf dem Jagdschlößchen neu zu gründendes Gestüte berief, bei dessen Einrichtung sich auch unser Werner überaus thätig erwies, da er seiner angestammten Hauptpassion nachhängen durfte, indem er in Ermangelung von Seelen, die jungen Araber lenkte, welche sein Mäcen angekauft. Bernhard, der ohnehin gern nach allen Seiten Fäden ausspann, bei steigendem Interesse für den neuen Bestimmungsort seines Nebenbuhlers, wandte sich als thätiger Landwirth mit verschiedenen in sein Fach einschlagenden Erkundigungen an jenen Stallmeister, einen früheren Studiengenossen, welcher den Nachfragen auch bereitwilligst

entgegen kam, ihrer Erledigung aber gleichfalls ein Gesuch anhing, und zwar im Namen des fürstlichen Oekonomieraths, der um Zusendung, wie wir glauben, einiger Merino-Schafe zur Zucht bat; ein Begehren, dem der Verwalter seinerseits nicht ermangelte so rasch und pünktlich als nur immer möglich zu entsprechen; nicht ohne im Verlaufe des Geschäfts absichtlich eine Correspondenz mit dem zuletztgenannten Beamten einzuleiten, und beziehungsweise sogar mit dessen Schwester, der verwittweten Frau Rechnungsräthin, welche seinem Haushalte vorstand. Es konnte nicht fehlen, daß dabei auch gelegentlich des neu in die Dienste des Prinzen getretenen Landsmanns Erwähnung geschah. Das heute eingelaufene Schreiben brachte nun den Dank für die erwünschte Besorgung, welchen die Tante soeben liest, Angesichts vom See.

Sie überfliegt hastig den Eingang, der in steifem Amtsstyle sich über glückliche Ankunft und günstige Beschaffenheit mehrbesagter Leithämmel, welche jetzt doppelsinnig diese Bezeichnung beanspruchen, verbreitet, nebenbei in den verbindlichsten Ausdrücken die der Frau Rechnungsräthin verehrten Spick-Aale und Gänsebrüste rühmt und ebenfalls im Auftrage der Letzteren um die Bestellung eines Seidenstoffes in Hamburg bittet,

zu einem Galakleid für jene bestimmt; doch ja nicht von zu ernsten Farben, da dieselbe, frühverwittwet, sich noch bei jugendlichen Jahren befindet und sich natürlich den Lustbarkeiten bei Hofe nicht entziehen darf, wo gerade jetzt wieder ein neues Fest bevorsteht, die sich überhaupt mehr als je häufen, besonders seit der Anwesenheit des jungen Norddeutschen, den der Durchlauchtigste in Paris kennen gelernt und den er, obschon sonst von treuen und geprüften Männern umringt, die sich besser zu Rathgebern schicken dürften, als der junge Sausewind, dem freilich selbst seine Neider, zu welchen gewiß er, der Oekonomierath, nicht gehört, literarische Bildung, Witz und Liebenswürdigkeit nicht absprechen können, zum Vertrauten erwählt hat.

Eine Zerstreuung verdrängt die andere, fährt der Correspondent zu erzählen fort, um Herrn Bernhard, den er zu einem Besuche bei sich einladet, zu überzeugen, daß es ihm nicht an Unterhaltung fehlen würde: Gelage, Jagdparthien, Wettrennen, Lotterien, Bälle, Conzerte, Maskenaufzüge, ein Liebhabertheater, bei welchem, neben den Ränken, auch die Zärtlichkeiten nicht ausbleiben. Die Prima Donna ist eine berühmte Schönheit, welche nicht nur auf den Brettern, sondern in hiesiger Residenz selbst eine Rolle gespielt

hat und noch spielt, indem sie, wie die böse Welt behauptet, einer hohen Person der Familie sehr nah gestanden haben soll oder noch steht. Jene, Schwester des vielvermögenden Haushofmeisters, Tochter des Tafeldeckers und der fürstlichen Frau Bettmeisterin, also von einer an sich schon einflußreichen Sippschaft, in einem Institut zu Straßburg erzogen, und dermalen im Schlosse als Weißzeugverwalterin angestellt, theilt so sehr den Geschmack des Durchlauchtigsten, daß auch sie an seinem Liebling ein besonderes Wohlgefallen findet, um den sich alle Weiber reißen, der da und dort umherflattert, aber vorzüglich ihr die Cour macht. Man will selbst wissen, der gnädige Herr gehe damit um, Letzterem eine hervorragende Amtsstelle zu verleihen und mit der Hand der Prima Donna zu beglücken, welche diesen Titel nicht blos ihren Erfolgen auf der Privatbühne verdankt. Vermuthlich dürfte die Verlobung demnächst erklärt werden, vielleicht auf dem erwähnten, zu erwartenden Feste, von dem Unterrichtete versichern, daß es sogar einzig zu diesem Zwecke veranstaltet, und zu dem, wie man von der fürstlichen Frau Kammerdienerin hört, das bewußte Fräulein sich einen Anzug aus Paris verschrieben hat.

Wenigstens ließ Sr. Durchlaucht dem jungen Menschen bereits die Meierei am Flusse zur Wohnung feenhaft einrichten, in der es ziemlich locker hergehen soll. Er wird einstweilen täglich durch neue Gunstbezeugungen ausgezeichnet, so zwar, daß man sich kaum verwundern mag, wenn sie ihm zu Kopfe steigen. Alles geht durch ihn, in alles legt er sich, einerlei ob er es versteht oder nicht, so daß einem erfahrenen, im Geschäftsgange ergrauten Manne dabei die Gänsehaut aufgehen kann. Der Fremde führt alle nur möglichen Neuerungen ein, daß einem die Haare zu Berge stehen. Besonders schwindelt er dem Fürsten allerlei vor in der Landwirthschaft, einer Branche, die weit besser in soliden Händen geborgen wäre, wie zum Exempel die des werthen Geschäftsfreundes, des Herrn Verwalters.

Sein Landsmann befaßt sich auch mit dem Gestüte, das enorme Summen verschlingt. Zwischen hinein exercirt er drauf und drein die Landwehr, und hat seit kurzem, weil sie ihn zu ihrem Chef wählen mußte, einen hochtönenden militärischen Titel sich davon angemaßt. Ferner ordnet er die Bibliothek, die Kupferstiche, läßt die besten für sich einrahmen, und schafft einen Haufen unnützer Gedichte und Romane an,

womit er den Frauenzimmern die Köpfe verdreht. Alle Welt plagt und scheert er mit seinen Einfällen, den Zimmerwart, den Hofgärtner. Ganz rabiat macht aber seine Feinschmeckerei den Koch, den Conditor, den Kellermeister. Bis in die Fischkasten steckt das Herrchen seine Nase.

Man zischte sich sogar von Hazardspielen in das Ohr, die bei verschlossenen Thüren stattfinden. Er, der Oekonomierath, wolle zwar nichts gesagt haben, er verbürge nichts von allem; er vertraue seinem verehrten Collegen, dem Herrn Bernhard, nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit die laufenden Gerüchte an und bitte denselben, ja Niemand zu nennen; höchstens im Geheimen und anonym die Verwandten des jungen Norddeutschen zu warnen; denn das sei Christenpflicht. Er, der Oekonomierath, habe sich noch nie in Schwätzereien eingelassen. Er für seinen Theil begnüge sich, die humoristischen Seiten herauszuheben, und da könne freilich nicht geläugnet werden, was er schon gleich beim Eingange als Satz aufgestellt, und durch alles Hinzugefügte nur habe beweisen wollen, nämlich daß durch den Neuangestellten viel Amüsement herrsche, und gegenwärtig die fürstliche Residenz lebendiger und anziehender als je für Gäste sei. Ob es

denn den Herrn Verwalter nicht locke, sich selbst davon zu überzeugen?

Ganze Bücher könnte man schreiben von den ausgelassenen Studentenstreichen, welche der Favorit ausheckt, um seinem Beschützer die Grillen zu vertreiben. Jeder Tag überrascht die Lacher mit einem neuen Eulenspiegelstreich. Einmal ist es ein durch seine Gemächlichkeit und Wohlbeleibtheit berüchtigter Edelmann aus der Nachbarschaft, der niemals den Fuß auf die Straße setzt, und den man zur Morgenpromenade in eine Portechaise mit nur zum Scheine eingefügten Boden einsteigen läßt, welcher zusammenbricht mit dem bequemen Cavalier, sobald sich derselbe vor dem Thore sieht. Da hilft kein Rufen, kein Toben, die Träger sind wie taub, und setzen, ohne das Zetergeschrei in der Sänfte zu vernehmen oder zu beachten, ihren Wettlauf fort, an welchem der Unglückliche im Gehäuse sich wider Willen betheiligen muß, mit seinen zwei eignen Beinen, aus dem Kasten vor, über Stock und Stein, auf Aeckern und durch Wälder, ein ewiger Spaziergang, zwei volle Stunden. Erst im Schloßportal halten die Träger wieder still, und der dicke Herr, halberstickt, hat nicht mehr Athem genug, um zu schimpfen, sondern muß sich, hochroth von Zorn

und Erhitzung, bestaubt und mit wunden Füßen, dem Spotte der Tafelgesellschaft Preis geben.

Wenige Tage nachher bereitet sich für dieselbe eine andere Komödie vor. Durch die Hauptstraße des Städtchens braust ein Postzug von vier Isabellen mit einer Kalesche herein und lockt alle Bewohner neugierig gaffend an Thüren und Fenster. Er hält vor dem Schlosse; heraus steigt, unter dem Portikus von dem Fürsten und seiner gerade anwesenden Schwägerin, der Gräfin Malwine, auf welche die ganze Mystifikation gemünzt war, in großer Toilette empfangen, ein junger Mann, von einem ältern begleitet: der noch nicht majorene Herzog Moritz, dessen Besitzungen an die des Prinzen Constantin grenzen, und der sich bei der Rückkehr von Reisen mit seinem Hofmeister hier zum Diner angesagt hat, um sich den Herrschaften als Nachbar zu präsentiren.

Unter der Perrücke des Pädagogus steckt ein alter Jagdgenosse, ein invalider Oberstlieutenant, ein Brummbär, und seinen hochgebornen Zögling stellt Herr Werner mit viel Leichtigkeit und so vornehmen Manieren dar, daß selbst die gnädige Comtesse, der man vielleicht einen glänzenden Freier in ihm hat vermuthen lassen, durch sein Schauspielertalent getäuscht, sich von ihm

zu Tische führen läßt; mehrere Stunden im lebhaftesten Gespräche sich in Artigkeiten erschöpft gegen den hohen Gast und aus den Wolken fällt, als man ihr, jedoch erst nachdem die vier Isabellen wieder mit ihm und dem Magister davon geschnaubt sind, den Betrug entdeckt; was sogar einige Verstimmung und Thränen hervorgelockt haben soll, ja ein andauerndes Schmollen zwischen den hohen Verwandten, so daß die Dame sich früher entfernte und beim etwas kühlen Abschiede erklärte, ihren durchlauchtigsten Schwager — das heißt nämlich den ihrer, mit dessen Bruder vermälten, Schwester — nicht so bald wieder heimsuchen zu können.

Was hilft's? Man sucht sich mit einem neuen Schwanke, der selbst dem ernstesten Moralisten ein Lächeln entlockt, für den kleinen Verdruß zu entschädigen: Ein Bürger im Orte, ein filziger Kauz, dem man gern einen Schabernack anthut, hat Abends einen mächtigen Heuwagen vor seine Hausthüre in einem Seitengäßlein geführt, den er Morgens in aller Frühe abzuladen denkt. Da sind aber Andere, muntere Zechbrüder, welche ihm die Mühe sparen wollen. In der Nacht, in aller Stille machen sie sich daran. Der Fürst selbst, man wagt es kaum auszusprechen, habe Hand angelegt, verleitet von seinem Liebling; und als

der Alte beim Morgengrauen hinaustritt vor das kleine, einstöckige Haus, ist der Heuwagen verschwunden, und wird erst nach geraumer Weile von dem wehklagenden Besitzer und den inzwischen herbeieilenden Nachbarn, wie durch Hexenwerk — droben auf dem Dache entdeckt, wohin ihn, den ganzen Heuwagen nämlich, sage Fuhrwerk und Ladung, die Kumpane im Finstern geschäftig, gleich Kobolden, versetzt haben.

Vorzüglich jedoch circulirt ein Anekdötchen, noch oft am Hoflager beim Champagner als köstlicher Witz belacht: Eine alte zähe Tante daheim im Norden, die für ihre Jugendsünden gern einen Advokaten im Himmel möchte, will dem muthwilligen Neffen durchaus die Bäffchen und den geistlichen Talar aufzwingen. Der sehr weltliche Studiosus spürt nicht den mindesten Beruf zur Kanzel und zum Heiligen. Die steinreiche Tante droht aber ihn zu enterben. Was anfangen? Auf die Tante könnte man schon verzichten, aber nicht auf ihren Mammon. Sie drängt es, ihre Schulden im Himmel, ihn, die seinigen auf der irdischen Wallfahrt zu bezahlen. Der Durchlauchtigste löst das Dilemma, indem er seinem jungen, in dem Strudel von Paris nicht eben geistlich aufgefundenen Schützling, der dort alles thut, nur nicht predigen, als Gesell-

schafter, als lustigen Zechbruder anstellt; ihn als solchen recht in den Hanfsamen zu setzen verspricht, so daß sein ganzes Amt nur das Vergnügen sein soll. Der Tante macht man weiß, daß Serenissimus den jungen Theologen — zum Hauskaplan! ernannte, und die geizige alte Betschwester hebt stündlich von ihren Geldsäcken die Hände zu Gott auf, vor Wonne: ein Kirchenlicht, einen Hofprediger, einen angehenden Luther oder Melanchthon in der Familie zu besitzen. Sein Diplom, das man ihr überschicken will zur Einsicht, sei bereits ausgefertigt und könne füglich bei einem Kölner Fasching- und Narrenfeste figuriren. Er, der Oekonomierath, habe es mit eignen Augen auf der Kanzlei gesehen — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

In diesem Tone geht es noch eine Weile in dem Briefe fort, welcher nicht nur in die schwarze Dinte des fürstlichen Büreaus, sondern in die noch galligere der Mißgunst und Lästerung getaucht ist, wie sie besonders üppig aufschießen just an Duodez-Hofhaltungen und in den klemmenden Verhältnissen Krähwinkels.

Die, man möchte leider fast sagen, nationelle Klatschsucht, ist ein Bastard deutscher Gemüthlichkeit. Denn gerade bei dem Volke, dem man nachrühmen darf, daß es vielleicht vor allen andern, seinen Herd am meisten achtet, scheint eben daraus hervorzugehen, daß es auf den Anderer, mehr als billig, und genauer wie in irgend einem Lande, achtet.

Aus der ganzen Epistel, welcher auch die Nachschrift nicht fehlte mit der obligaten Bitte, das Blatt sogleich zu vertilgen, sprach nicht allein der durch die Erfolge und das Steigen eines „Ausländers" erregte Neid, gereizter Ehrgeiz und Stolz des Beamten, sondern auch deutlich aus jeder Zeile noch die hinter demselben stehende weibliche Schmähsucht, welche ihm in die Feder diktirte, die verwundete Eitelkeit der Rechnungsräthin, deren Ansprüchen auf die Huldigungen des angenehmen Fremdlings vermuthlich nicht genügende Rechnung getragen wurde, und die ihre welkende Hand gern mit einem neuen Trauringe geschmückt hätte.

Das Schloßfräulein las nicht bis zum Ende, sie hatte genug. Als sie wieder von dem Balkon in das Gemach zurückkehrte, hielt sie den Brief hundertfach zerknittert zwischen den Fingern.

„Ich danke Ihnen, Herr Bernhard," sagte sie, und entließ ihn, indem sie ihn mit einer Bewegung der Hand grüßte, was Verena nur that, wenn sie recht freundlich sein wollte.

Gleich setzte sie sich an den Sekretair und warf einige Linien hin an den ungerathenen Neffen, in welchen sie demselben, mit Buchstaben, die an sich selbst schon ihn zornig anschauen konnten, erklärte, daß sie ihn enterbe ....

Dann suchte die Tante ihren Grimm dadurch zu kühlen, daß sie, zu einer Art von doppelter Ableitung, nach der Pflegetochter schickte und ihr das Schreiben hinreichte: „Da, lies!" — — —

Eine Stunde darauf, als der Verwalter mit seinem winzigen pechschwarzen Hündlein, das ihn überall begleitete, gleich einem Hausteufelchen, selbst bis vor die Schwelle der Gebieterin, oben durch den großen Corridor ging, öffnete sich plötzlich eine Thüre, welche in das Bücherzimmer führte, und Adelais trat fast unhörbar, wie ein Geist, hastig zu dem jungen Manne heraus.

Sie strich sich die Rabenlocken aus der Stirne, die marmorweiß, aber auch kalt wie Marmor war:

„Herr Bernhard, Sie haben meine Hand gewünscht,"

sagte sie leise, beinahe tonlos, aber entschlossen: „Herr Bernhard, Sie haben meine Hand gewünscht — da ist sie! ich bin die Ihrige.“

Er hatte Geschmack genug, das Mädchen in diesem Augenblicke nicht mit Zärtlichkeiten zu bedrängen, vielleicht auch nicht den Muth dazu.

„Adelais, ich danke Ihnen,“ entgegnete er blos. „Adelais, ich danke Ihnen. Ich will es verdienen.“

Zwölftes Kapitel.

Der Fremde auf dem Rathhause.

Ein Sturm von Beglückwünschungen folgte, von Visiten, Geschenken, Vergnügungen, Aufmerksamkeiten aller Art, welche das Kind nicht zu Athem, nicht zu sich selbst kommen ließen. Die Tante beschleunigte die Verlobung und machte sie so umständlich und feierlich als nur immer möglich, um sie recht unwiderruflich zu machen. Man hetzte die Braut mit Zerstreuungen wie ein armes, verlornes Wild. Sie hatte sich selbst verloren, sie kannte sich nicht mehr. Wie im Traume, wie eine Nachtwandlerin ging sie umher. Verena wachte, und sorgte dafür, daß Niemand die Schlafende beim Namen rief.

Der Bräutigam und seine ehemalige Herrin — denn das Dienstverhältniß zwischen Beiden hatte sich

natürlich jetzt bei dem Antritte der Pacht gelöst — wetteiferten, Adelais mit Angebinden zu überhäufen, wobei das Schloßfräulein eine zweifache Ostentation darlegte, weil sie dem Pächter eben sowohl zu schmeicheln und sich ihn immer fester zu verbinden, als sich vor der Welt großmüthig gegen die Waise zu beurkunden strebte. Bernhard, wie alle Leute, welche durch sich selbst und vornehmlich noch nicht lange reich geworden sind, setzte seinen Stolz darin, sich bei dieser Gelegenheit verschwenderisch zu zeigen.

Er verschrieb nicht blos schwere Seidenstoffe von Hamburg und Spitzen, sondern auch den Brautschmuck und einen so kostbar in brennenden Farben gewirkten Shawl, daß sogar die Tante den Kopf darüber schüttelte und ein wenig mit dem Finger drohte. Dem jungen Mann schien das Gewebe nicht theuer genug, die zarte Figur seiner Verlobten auf dem Kirchgange zu umhüllen. Sie selbst hätte sich lieber in ein indisches Tuch von dunkelrother Seide geschmiegt, das sie noch von ihrer Mutter ererbte, aus deren eigner Jugend dasselbe stammte, und die es wie ein Heiligthum bewahrte; weil sie es trug, als sie den geliebten Mann zum ersten Male erblickt hatte, und weil er stets behauptete: nichts kleide sie so gut wie dieses

rothe Tuch. Adelais hätte sich an dem Ehrentage gern damit geschmückt, allein sie durfte nicht: wegen der Tante, die ihr von jeher befohlen es einzuschließen; unter dem Vorwande, es steigere den Schmerz der Kleinen, welche es dennoch heimlich aus der Schublade hervorzog, um es zu betrachten. Verena kannte das Tuch nur zu wohl; sie hatte es nur zu oft auf den weißen runden Schultern ihrer Nebenbuhlerin gesehen und damals oft gedacht, daß ein dämonischer Liebeszauber sich daran knüpfen müsse; so hingerissen hing das Auge des jungen Rechtsgelehrten an der weichen duftigen Gestalt.

Auch die Tochter in dem wallenden Gewande von weißer Seide, in dem Myrthenkranze, den ihr die Tante selbst auf die Locken gedrückt hatte, war wunderhaft schön, als sie mit Bernhard an den Altar trat, in dem mit Blumengewinden behängten Gotteshaus; aber blaß und stumm, wie eine Verstorbene — man hätte sie nur in den Sarg legen dürfen. Sie blieb während der ganzen Ceremonie starr, fast gleichgültig; an ihrer Wimper hing keine Thräne. Glückliche Bräute mögen weinen, wie Thautropfen fallen beim Aufgehen schöner Tage. Stumpf auch und wie in Betäubung, ging sie durch die Hochzeitfeierlichkeiten,

welche sich bis über die ersten Tage erstreckten. Dann kamen die Ansprüche der neuen Einrichtung einer, und zwar mehr als hübschen Häuslichkeit, die selbst ein Gefolge von zeitraubendem Luxus nachschleppte. Visiten in der Nachbarschaft, kleine Reisen zu Verwandten, denen die Neuvermälte vorgestellt werden sollte, sogar ein größerer Ausflug an das Meer. Der Wechsel der Umgebung, die neuen Eindrücke wirkten günstig auf das junge Weibchen. Sie fing an etwas theilnehmender für das tägliche Leben zu werden. Die Gegenwart macht ihre Nothwendigkeit zuletzt doch immer geltend.

Nicht lange, so fing ihre Gesundheit an zu wanken. Das hatte einen Grund, und einen Grund, über den sich der Schloßpächter freute. Adelais verfiel in eine Art Schwermuth, welche Besorgnisse erweckte. Die zahlreich herbeigeholten Aerzte (unter ihnen ein fremder, noch jugendlicher Mediciner, der nach vielen Wanderungen und Schicksalen meist im Auslande, sich kürzlich in dieser Provinz niedergelassen, und um den sich, Niemand wußte eigentlich wie und warum, der Ruf einer gewissen Genialität verbreitet hatte) befürchteten ein Gemüthsleiden im Verlaufe des Zustands, und empfahlen die äußerste Schonung. Man widmete

ihr große Aufmerksamkeit. Bernhard, sonst heftig und nichts weniger als fein, ging mit Adelais um wie mit Baumwolle, sagten die Bäuerinnen. Das Uebel verlor sich, ließ jedoch eine bedeutende Empfindlichkeit des von jeher reizbaren Nervensystems zurück, wie denn die ganze Organisation leicht erregbar angelegt war.

Konnte die junge Frau ungerührt bleiben von den erblühenden Hoffnungen, und wenn es nur im Andenken ihrer eignen Mutter gewesen? Der Empfang des Erwarteten mußte vorbereitet werden. Dies verwickelte Adelais in eine anmuthige Geschäftigkeit, die ihre erheiternde Wirkung nicht verfehlte, und in welche sich die kleine Schloßpächterin einzig vertiefte, wobei sie dem Manne, der sie mit einer ihm sonst fremden Weichheit in Allem zu unterstützen strebte, seinen Antheil nicht entziehen durfte, was die neuen Eheleute natürlich einander näher führte und Bernhard von Anderem abzulenken schien.

Sonach mochte die Tante freier athmen; es winkten ihr ruhigere Tage, und das frühere Gelingen von Allem, was sie erstrebte. War auch die Wunde nicht vernarbt, welche ihr Werner's Undank und Verrath geschlagen, denn Verena konnte das nicht vergessen, sie, die niemals vergab, so ließ sich doch bereits wieder

eine Aussicht erkennen, diesen Bruch mit dem Himmel in seinem Stellvertreter, durch ein anderes jüngeres und zweifelsohne lenksameres Mitglied der Familie, welches eben das Examen in der höheren Lehranstalt bestand, vielleicht künftig auszugleichen. Inzwischen trachtete die Dame, der Kirche, was ihr einerseits entzogen ward, zu vergüten, indem sie ihr erhöhte Spenden zuwandte von dem, was sich der Neffe durch seinen Frevel verscherzte, und was nun durch neue Testamentverordnungen, welche die Tante vorbereitete, an sonstige Verwandte fallen sollte.

Durch diese nicht allein fortgesetzte, sondern sich noch stets mehrende Wohlthätigkeit, verbunden mit dem bei Versorgung der Pflegetochter entfalteten Edelsinne, stieg das Ansehen des Schloßfräuleins täglich, und ihr flossen von nah und fern Beweise der Anerkennung zu, gegen welche Verena nicht gleichgültig bleiben konnte, so daß sie, von der öffentlichen Stimme getragen, von Jedermann verehrt, sich auf dem Gipfel des Erfolges sah, und schon das Endziel ihrer Wünsche zu erfassen dachte.

In der frohen Stimmung darüber befand sie sich just in ihrem Wintergarten, den sie auf einer an ihre Stuben grenzenden Terasse neu angelegt und erweitert

hatte, als ihr die Zofe mit dem von Tag zu Tag leiseren Sprechen, den von Tag zu Tag weißeren Wangen, auf denen sich die schwarzen, unverbrüchlich gesenkten Wimpern um so schärfer zeichneten, den Schloßpächter ankündigte, welcher jetzt nicht mehr wie in seiner vorigen Stellung und als Hausgenosse, unangemeldet bei der Gutsherrin aus- und einging, und den sie jetzt nicht mehr fürchtete.

Dennoch sollte sie bei seinem Eintritte eiskalt vor Schrecken werden, weil sie in seiner Hand etwas erblickte, was ihr tödtlich war. Zwar kein Dolch, aber schlimmer als das für sie. Etwas, das sie nur zu gut kannte — ein schwerer silberner Armleuchter, der nämliche, den sie ihrem ersten, ihrem ergrauten, erschossenen Liebhaber in jener bösen Nacht verehrt, mit dem sie ihm allerdings nun so recht heimgeleuchtet, der nämliche. Sie erkannte ihn sogleich, mit dem Herzen wenigstens, oder vielmehr mit etwas, das noch schärfer sieht als dieses: mit dem Gewissen. Sie hätte in den Boden sinken mögen. Damals hatte sie, um das Vermissen des Leuchters zu erklären, vielleicht auch noch mit einem andern Hintergedanken, sich begnügt blos hinzuwerfen, daß einer von dem Paare fehle, er müsse entwendet worden sein; sich aber alle

Nachsuchungen verbeten, da sie Niemand unglücklich machen wolle, auch gegen Niemand im Schlosse Verdacht hege. Der Thäter sei sicher von auswärts gewesen; vermuthlich ein fremder Tabuletkrämer, welcher sich gerade um die Zeit auf der Insel und dem Dorfe umhertrieb.

Bernhard, als wäre gar nichts passirt, und als merke er die Bestürzung der Dame nicht im Geringsten, sagte nur: „da ist auch der Leuchter wieder, der Ihnen gestohlen worden ist, Fräulein Verena."

„Woher, lieber Freund?" stieß sie hervor.

„Aus der Diebesherberge, sechs Stunden von hier, der Schlupfwinkel von allem Gesindel weit und breit. Man hob das ganze Nest auf, um die Gegend einmal zu säubern. Ich selbst bin vor Gericht gezogen worden, im Zeugenverhöre zu figuriren. Es war eine verdrüßliche, langweilige Geschichte, die mir unnütz Zeit kostet. Es hat einzig das Gute, daß der abhanden gegangene Leuchter dabei wieder zum Vorschein kam, ich legte augenblicklich Beschlag darauf."

„Wissen Sie denn, daß es derselbe ist?"

„Ich kenne ja den Kameraden ganz genau, Fräulein Verena."

„Wie, Sie kennen ihn? Das haben Sie mir nicht

gesagt, Bernhard!“ stammelte sie geisterbleich, indem sie ihn mit gefalteten Händen anstarrte. Ihre kleinen weißen Zähne, von denen noch keiner aus der Perlenreihe fehlte, schlugen aneinander.

„Freilich kenne ich ihn ganz genau. Vergleichen Sie nur den Namen und das Zeichen des Silberarbeiters, da, hier unten, und die Ciselirung, die ganze Arbeit, die kleinste Verzierung, genau dieselbe; und sehen Sie zum Ueberflusse noch Ihre Chiffre, ebenfalls am Fuße auf der andern Seite.“

„Ah so!“ entgegnete das Schloßfräulein aufathmend.

Er schaute sie verwundert und durchdringend an. Wir können nicht entscheiden, ob sein Scharfblick das Mißverständniß begriff, und errathen mochte, welcher Kamerad ihr durch den Kopf kreuzte: Der Kamerad dort drüben unter dem neufunkelnden Kreuze.

„Nun,“ meinte der Pächter spöttisch, „Sie werden sich doch nicht wehren, Ihr Eigenthum zurückzunehmen! Oder hat es sonst eine kitzliche Bewandniß damit?“

Inzwischen gewann Verena hinreichende Fassung, mit einem Scherze über die Frage wegzuschlüpfen und ihrem ehmaligen Verwalter für seine Bemühung zu

danken. Indem sie sich dem Durchgangskabinet näherte, gewahrte sie ihr Zimmermädchen, deren farbloses Gesicht durch die Glasthüre hereinstarrte, und die sich mit ihren spitzen, vernähten Fingern an den Vorhängen etwas zu thun machte.

„Die Liesch ist schon zu lange hier im Schlosse,“ dachte ihre Gebieterin, mit dem Leuchter in der Hand an dem zusammenfahrenden Kinde vorbeieilend, welches sie mit einem Auftrage fortschickte. „Die Liesch ist schon zu lange hier im Schlosse, sie fängt an neugierig zu werden, auf Dinge zu achten, welche sie nicht angehen. Sie soll mit nächster Gelegenheit weg.“

Das Fräulein sperrte den zurückgekehrten Leuchter flugs, als ob sie ihn selbst gestohlen hätte, in ihre Silberkästen, in die heimlichste Ecke hinein, als könnte er sprechen und zum Ankläger werden. Es war fast, als spuke er dort und ließe der Besitzerin nimmer Frieden. Mehr als je, Tag wie Nacht peinigte sie jetzt die Angst vor Entdeckung. Bei dem leisesten Geräusch, das sich vernehmen ließ, oder das Verena sich auch nur einbildete, wähnte sie, der Häscher klopfe schon, sie vor Gericht zu rufen. Sie witterte überall den Kriminalproceß, der sich an ihre Fersen hing. Ihre Phantasie füllte sich mit Vorstellungen von

Ketten, Kerker, Folter, Schaffot. Sie malte sich das alles aus. Zu ihrer eignen Qual mußte sie mit Leidenschaft auf Mordgeschichten verfallen, sie sich erzählen lassen oder sie in Büchern lesen. Die Vergeltung borgt hundertfache Gestalt.

Jeder Blick, ein Wort, ja oft nur die Betonung desselben, erregte Zweifel und flutende Besorgnisse bei dem sich selbst marternden Weibe. Sie spähte in jedem Auge, in jeder Miene derer, welche ihr nahten, ob ihr nicht Mißtrauen, eine Drohung darin begegnete. Die mindeste Versäumniß irgend einer geselligen Rücksicht oder Pflicht von Personen aus der Nachbarschaft, nur eine etwas mehr oder minder barsche Erwiederung von Untergebenen, von Dienern, auf dem Gute oder im Hause; besonders die kleinste Nachlässigkeit von Liesch, welche die Herrin stets entfernen wollte und doch nicht dazu kam, weil sie sich über die Maaßen, ganz gegen Willen und Grundsatz, an das stille Kind gewöhnt hatte, mehr als je an eine zuvor; selbst daß Jemand Verena ansah, oder auch wenn Jemand sie nicht ansah, däuchte ihr schon ein Urtheil.

Das Geheimniß war ja nicht blos in ihrer eignen Brust, in einem Hügel des Kirchhofs drüben, und in der des Verbündeten begraben. Bertram hatte also

in der Umgegend Mitwisser, Helfershelfer, Hehler gehabt, unter denen ihm ein Rächer aufstehen durfte. Wie leicht konnte ein Wink fallen, ein Fingerzeig, auch nur von ungefähr, auf die Spur leiten! Die leiseste Angabe konnte die Schuldigen in die Untersuchung verwickeln. Bernhard selbst konnte sich in seine eignen Aussagen verstricken. Da steht die Schande wieder riesengroß vor der Thüre, ärger als je.

Und wer bürgt dafür; ob der Pächter nicht selbst abfällt, ob er nicht zum Verräther an seiner Wohlthäterin wird, sie preisgiebt, vielleicht nur zu seiner eignen Rettung, um sich loszukaufen, indem er das Verbrechen von sich abwälzt? Etwas führt er im Schilde, so viel scheint gewiß. Woher sonst sein jetzt sichtlich unstetes Wesen, die außergewöhnliche Unruhe, die ihn umhertreibt, er, der sich früher so sicher, so überlegt gezeigt? Es ist ein Kommen und Gehen, ein Hin- und Herreisen, Boten werden empfangen und abgeschickt, die nächsten Geschäfte vernachlässigt, zurückgeschoben, um nach etwas zu greifen was in der Weite liegt und was Niemand kennt. Sichtlich leiden darunter des Mannes Angelegenheiten, und wo sonst alles geregelt ablief wie ein Uhrwerk, geräth jetzt Manches in Stocken.

Diese Bemerkung hätte sich Verena's geübtem Blicke, auch ohne die ihn schärfenden Anfechtungen, aufgedrungen. Letztere mehrten sich dadurch nicht wenig, daß Bernhard seine Gutsherrin plötzlich mit der Forderung einer sehr bedeutenden Summe in Form eines Anlehens überraschte. Jene war eben fertig in den Wagen zu steigen, um nach dem nächsten Städtchen zu fahren, zu einer längst angekündigten Versammlung, die sich dort für menschenfreundliche Zwecke vorbereitete, als der Pächter so keck wie möglich mit seiner Zumuthung vortrat, dieselbe zum Ueberfluß mit einer einschneidenden Drohung verstärkend, welche die Angst des Schloßfräuleins nur zu sehr bestätigte.

Sie verschob ihre Entschließung bis zu ihrer Heimkunft, und fuhr äußerlich unberührt wie immer, innerlich aber hochaufgeregt, in ihre weichen Pelze eingewickelt, den weißen Spitzenschleier vor ihrem fast eben so weißen Antlitz, durch den sonnigen Morgen einer jener Verkündigungstage, welche dem Frühling vorhergehen, an das mittelalterliche Rathhaus, in dessen gewölbter Bogenhalle, unter nachgedunkelten Bürgermeisterbildern, welche von den massiven Pfeilern mit gerunzelten Brauen auf das neue Geschlecht niederschauten, zwei Mitglieder einer philantropischen Ge-

sellschaft aus England, die ohne sich zu dem Quäkerthume zu bekennen, doch an dasselbe streifte, welche den Continent bereisten, um für ihre Zwecke Theilnehmer zu gewinnen, Vorträge zu halten beabsichtigten, zu denen vor allem Geistlichkeit und Lehrfach, die Honorationen der Umgegend, an ihrer Spitze das Schloßfräulein, als thätige Menschenfreundin, Wohlthäterin des ganzen Landes und Stifterin so vieler barmherzigen Anstalten in demselben, Einladungen empfangen hatten.

Darum thronte sie auch auf einem geschnitzten Stuhle mit hoher Lehne von rothem Manchester, unter welchem ein verblaßtes Stück Gobelin, Salomon's Urtheil, mitten in einem dicken Blumenkranze, darstellend, auf die roth und grauen Steinwürfel des Estrichs gebreitet war. Während sie mit gespannter Aufmerksamkeit ihre Gedanken hinreichend zu sammeln, der Abhandlung zu folgen schien, mühte sich Verena umsonst, den Sprecher zu verstehen, der gleich im Eingang sich über die zum Theile dem Genfer Philosophen entlehnten Grundsätze ausbreitete, auf welche sich der Verein stützte. Indem sie so mit sich kämpfte, den Faden der Rede zu haschen, die nur in ihren Ohren summte, wie Glockenläuten in denen des am

Tempel Vorübergehenden, gerieth ihr Blick zufällig in einer Männergruppe, welche sich hinter den Riesenofen von weiß und blauem Porzellan zurückgezogen hatte, auf ein bleiches Gesicht, das ihr fremd war. Es war ein dunkler Kopf, der ihr auffiel, schwarz gelockt, ein südliches Colorit, etwas gelber Teint, edle Züge, hohe Stirne, feine Lippen, großes Auge, strahlendes Auge, das dem ihrigen mit fast unirdisch durchdringender Sehkraft zu begegnen und auf der Seelen Grund lesen zu wollen schien. Ein Gesicht, angehaucht mit solcher Geisterruhe, umschwebt von solcher Klarheit, daß es, wenigstens in diesem stürmisch wogenden Frauengemüthe, durch das wunderbarste Gemisch zugleich Schrecken und Vertrauen einflößte. Sie hätte sich vor dem Gesichte verbergen mögen bis in der Erde Tiefen und doch wieder bei ihm um Trost flehen. Verena konnte den Blick nicht ertragen, sie mußte unwillkührlich die Lider davor senken, und mußte sie doch auch wieder heben um hinzuschauen, wie durch geheime Macht gezogen. War es ein Medusenhaupt — so schön und so grauenvoll? War es ihr Schutzgeist? ein vernichtender Engel, oder das Gewissen, welches Gestalt gewonnen? Aber wenn es blos ein Sterblicher war, so hatte das Schloßfräulein ihren Meister gefunden.

Das Gesicht that ihr wohl und weh. Es war wie ein Mahnen aus früheren besseren Tagen, wo sie eine Andere war. Auch wenn sie die Wimpern schloß, sah sie es noch vor sich. Es blieb ihr immer vor der Seele. Ihr däuchte, sie könne, sie müsse irgend etwas von ihm erlangen, eine Hülfe, sie wußte selbst nicht wie und was. Das Gesicht begleitete sie auf der Rückfahrt durch Wald und Flur und auch noch zu Hause. Schon beim Herausgehen aus dem Saale, auf der großen steinernen Rathhausstiege mit den ausgehauenen Löwen, die das Stadtwappen in ihren Händen halten, und unten beim Einsteigen zwischen den Säulen am Portale, hätte sich Verena gern noch einmal nach dem Unbekannten umgewandt; allein sie wagte es nicht, sie konnte es nicht über sich gewinnen nach ihm zu sehen. Sie verhöhnte sich nachher selbst darüber, aber den Eindruck vermochte sie doch nicht wegzuspotten. Sie wurde das Gesicht nicht mehr los, sie durfte es nicht wieder vergessen. Sie mußte sich besinnen, ob es jung, ob es alt sei, ohne sich eigentlich Rechenschaft davon geben zu können.

Anfangs forschte sie gar nicht weiter nach ihm. Sie entschloß sich nur schwer, Jemand zu fragen. Es kostete ihr Ueberwindung sich bei den Leuten nach

ihm zu erkundigen. Als sie es zuletzt dennoch that, getrieben von dem Wunsche etwas Näheres von der ungewöhnlichen Gestalt zu hören, welche so überraschend mitten in die Alltäglichkeit getreten war, vermochte Keiner Auskunft darüber zu geben. Lag es vielleicht nur in der Auffassung des Schloßfräuleins, in ihrer Art ihn zu schildern, daß Niemand von einem ähnlichen Herrn wissen oder ihn gesehen haben wollte? Sie begriff nicht, daß eine solche Persönlichkeit unbemerkt bleiben konnte. Sollte ihr wirklich das überreizte Nervensystem, die erhitzte Phantasie diesmal einen Streich gespielt haben? Sie gehörte doch sonst nicht eben zu den Träumern. Das Romanhafte war ihr ja stets an Andern gründlich zuwider. Oder hatte sich ihre innere Unruhe bis zum Fieber gesteigert und ihr Visionen vorgemalt? War es nicht schon ein Symptom von Krankheit, daß Verena sogar auch auf den Einfall gerieth, mit welchem sie sich jedoch sogleich selbst verlachte, daß der Fremde eine übernatürliche Erscheinung gewesen, die sich nur ihr zeigte, Gespenst oder Dämon. Sie dachte an allerlei Spukgeschichten, wie man sie in den Rockenstuben erzählt; an einen Vampyr u. d. m. Muß ich denn auch noch damit und mit Empfindelei gestraft werden? sagte sie

zu sich selbst, wobei sie sich in der Stille zu der Meinung neigte, daß ihr Unbekannter entweder ein Durchreisender, sonst ein Gast aus der Umgegend; oder noch wahrscheinlicher ein Begleiter und Genosse jener Humanitäts-Apostel von jenseits des Canals gewesen.

Dreizehntes Kapitel.

Es kann noch Alles gut werden.

Am ersten hätte wohl Bernhard darüber Bescheid ertheilen können; ihm aber mochte Verena am letzten das Wort gönnen. Bei der Erklärung, die er sich beeiferte in seiner eignen leidigen Angelegenheit mit der Gutsherrin herbeizuführen, warf sie ihm vor, daß es ihr nicht gelinge ihn reich zu machen, ihm aber dagegen, sie arm zu machen, worauf er mit Entschuldigungen erwiderte: „er sehe sich von verschiedenen Seiten gedrängt, man habe ihm nicht Wort gehalten und jetzt könne er es nicht thun. Er schützte die Sorgen einer neuen Einrichtung, eines vermehrten Hausstandes, den Aufwand für eine junge, wie eine Edeldame erzogene Frau vor, ungünstige Umstände, unerwartete Verluste, fehlgeschlagene Unternehmungen

und was sonst dergleichen mehr. Die Verlegenheit, betheuerte er, sei nur momentan und bald werde er in der Lage sein, den ihm bewilligten Vorschuß zu erstatten; im Verweigerungsfalle würde er aber seine ganze Existenz verlieren, und mit ihr, setzte der Pächter bedeutungsvoll hinzu, stehe auch die Anderer auf dem Spiele; er reiße noch ganz Andere mit sich hinab.

„Soll ich noch deutlicher reden?“ fragte er zudringlich und fast frech.

Verena winkte abwehrend mit ihrer weißen schmalen Hand; sie hatte genug. Sie bedeutete ihn sich einige Minuten im Vorgemache zu gedulden und eilte in ihre Schlafstube, in welche er, trotz der Weisung, mit raschen Schritten dennoch folgte. Nachdem das Schloßfräulein die runde Summe, nicht ohne einen Seufzer, aus verschiedenen Schubfächern mit unsteten Fingern zusammen gesucht, von dem Pächter scharf beobachtet, und ihm hingezahlt hatte, bat sie ihn, seine Mittel künftig zu Rathe zu halten und der Pflichten gegen Weib und Kind zu gedenken, versichernd, sie entblöße sich ganz, um seinem Wunsche zu entsprechen. Es sei das letztemal, daß sie vermöge für ihn einzustehen.

In der kürzesten Frist wolle er ihr seine Schuld

heimgeben, entgegnete er zweideutig lächelnd, indem er das Geld in seine Taschen fallen ließ, und entfernte sich mit einem Nicken statt allen anderen Dankes schleunig, während sie die Hände rang, als er das Zimmer verlassen hatte. Abermals sah sie zusammenbrechen, was sie mühsam aufgebaut.

Die Veränderung in dem Wesen und Treiben des Schloßpächters war nicht blos von seiner vormaligen Gebieterin allein bemerkt worden. Auch Andere betrachteten es mit bedenklichen Mienen und weissagten nichts Gutes davon. Sichtlich gingen seine Angelegenheiten seit geraumer Zeit eher zurück, als vorwärts. Seine Verlobung hatte eigentlich schon den Wendepunkt gemacht. Bernhard erreichte vielleicht damit den Gipfel, über den er nicht hinaus sollte. Gleich als Bräutigam kam er aus dem Geleise. Er, sonst nur zu praktisch und in Bezug auf Gelder solidester Haushalter, schien über sein Glück den Kopf verloren zu haben. Die Leute steckten schon damals die ihrigen zusammen über seine unsinnigen Ausgaben, über die wirklich fürstlichen Geschenke an seine Erkorene, die in einem noch gespickteren Seckel, wie der seinige, ein Loch machen mußten. Bernhard hatte seinen Beutel sonst immer so fest zugeschnürt, und riß ihn jetzt plötz-

lich auf, als sollten alle die zusammengefangenen Goldvögel auf einmal aus dem Netze hinausflattern in die weite Welt. Diese Freigebigkeit seiner Liebe war im Grunde das beste Theil an dem Menschen, der, wie er nun einmal geartet, seine Liebe durch nichts Anderes und nicht besser beweisen konnte. Bei der Einrichtung seines Hauses setzte er die Verschwendung fort, so daß seine früheren Bekannten mit Bedauern urtheilten, die vornehme Heirath sei ihm zu Kopfe gestiegen. Man hatte ihn bisher nur mäßig, sparsam, thätig gekannt; mit dem Ueberflusse, der Ueppigkeit, fand sich auch die Bequemlichkeit ein. Er fing an weichlich und arbeitscheuer zu werden, sah weniger nach, überließ den Untergebenen mehr, die es nur zu bald merkten, daß des Herrn Auge nicht mehr über ihnen wachte.

Das junge Weibchen, in ihrer Unerfahrenheit, nahm den ihr aufgedrängten Aufwand hin, wie etwas, das sich von selbst verstehe; sie duldete ihn mehr, als daß sie ihn genoß. Und doch überbot sich der Mann in seinen Finanzen nur, um ihr alles darzubringen. Er suchte seinen Stolz darin, alles vor sie hinzubreiten. Sein Ehrgeiz heischte nicht blos, daß sie in ihrer Ehe nichts misse von dem Allen, woran man sie im Möven-

schlosse gewöhnt, sondern daß sie noch dazu sich mit dem Luxus umgeben finde, welcher sie nur im ganzen Kreise ihrer adeligen Verwandten irgend erwarten konnte. Bernhard strebte den Wünschen der kleinen Frau vorauszueilen, er opferte ihr die Früchte seiner bisherigen Anstrengungen zugleich mit den Aussichten künftiger Erfolge.

Die schlimmen Nachwirkungen von solchem Ueberspannen der Verhältnisse blieben nicht lange aus. Wenn Bernhard sich auch einlullen und über seine Lage täuschen wollte, durfte er sich doch nicht abläugnen, daß es so nicht mehr fortzuführen sei. Falsche Scham hinderte ihn sich darüber seiner Gattin zu öffnen. Statt einzulenken, mochte er sich nicht entschließen ihr etwas zu entziehen. Hier rächte sich auch, durch den Mangel an wechselseitigem Verstehen und Errathen, die Art wie dieses Band geknüpft wurde.

Weil er sich nicht mehr zu nothwendigen Einschränkungen aufraffte, zur Umkehr zu seiner vorigen Wachsamkeit und rührigen Klugheit, warf er um sich zu retten sich in Schwindeleien, die ihn immer tiefer verwickelten.

Zerfallen mit sich selbst, floh er vor seinen eignen Vorwürfen. Friedenlos, empfand er das Bedürfniß

sie zu betäuben, sich zu vergessen. In solchen Stunden griff er nach dem Weine, den er niemals unterschätzt, dessen Gold er in seinen besten Jahren hatte im Glase funkeln lassen, dessen Arom er von jeher mit kundiger Zunge geschlürft hatte. Was Wunder, daß er jetzt häufiger seine Zuflucht dazu nahm, um die Niedergeschlagenheit zu verscheuchen? Hatte er doch auch noch gar Anderes in sich zu übertäuben. Bernhard saß bald fester, als ihm und seinem Wirkungskreise gut war, bei der Flasche. Oft freilich erhöhte es seine Stimmung, oft machte es ihn nach kurzem Uebermuthe noch düsterer. Seine Gemüthsart verschlimmerte sich noch dadurch, ward täglich heftiger, bitterer, und erschwerte den Umgang mit ihm immer mehr, worüber seine ganze Umgebung klagte, und nicht allein Adelais in der Stille Thränen vergoß.

Sie litt nun doch, mehr als sie sich selbst zugetraut hätte, unter dem Wechsel seiner Launen. Häufig trat er mit finsterem Ingrimme in sein Haus, zuweilen aber auch mit einer wilden Ausgelassenheit, welche das arme Weib sogar noch ärger dünkte. Als sie ihn einmal, zum erstenmale, in völliger Trunkenheit erblicken mußte, drang ein Schrecken auf sie ein, eine Demüthigung, die sich nicht sagen läßt. Sie be=

mühte sich es vor Jedermann, am meisten vor ihrer Pathin zu verheimlichen, welche ihrerseits aber bereits dem Schloßpächter seine neuen Gewohnheiten abgelauert hatte, und der sein Hang zum Rebensafte, womit Bernhard sich selbst und seine Beschützerin so leicht verrathen konnte, ein Quell von Sorgen wurde, welcher sich nimmer erschöpfte, da sie durch diese gefährliche Neigung, welche mit jeder Sekunde alles preisgeben mochte, sich völlig vogelfrei sah.

Es hätte wohl mit Bernhard nie so weit kommen können, wenn Adelais ihn geliebt. Die Leidenschaft für sie war ein Instinkt seiner Seele, das Verlangen nach etwas Besserem, das Aufflammen zum Höheren. Er errang das Weib, aber niemals ihr Herz, das fühlte er nur zu stechend; er hat diese Bitterkeit nie überwunden, doppelt gestachelt, daß die Begehrte sein war und doch nicht sein — selbst in seinen Armen nicht. Die Liebe zu ihr war sein Schicksal. An sie setzte er sein Heil. Sie machte ihn zu allem fähig, zum Schlimmsten. Sie hätte ihn auch zum Guten fähig gemacht. Weil er sie nicht fand, verlor er sich in ihr. Liebe ist ein himmlisches Läuterungsfeuer. Liebe ist ein verzehrender Höllenbrand. Freund seiner Gattin zu sein, verschmähte er. Sie trug ihm diese

Empfindung zu, er empörte sich dagegen, sein ganzes Innere schrie dagegen. Weggescheucht, flüchtete sich Adelais wieder mehr als je in sich zurück, aber mit Sanftmuth, ganz verschieden von der früheren Gereiztheit und Heftigkeit des jungen Wesens. Es war vielmehr eine Kraft des Duldens in sie gedrungen, die sich herausverklärte aus dem wachsenden Bewußtsein der Heiligkeit mütterlichen Berufs.

Ihre Stunde kam. Ein Knabe lächelte Adelais mit wunderbaren Augen an, Augen, unbekannt, und süß und traut zugleich, Augen, aus denen sie das ferne Eden, der Himmel, Unschuld und Ewigkeit anschauten. Der Schloßpächter ward sehr weich als man ihm den Neugebornen auf die Arme legte, und nahte der Mutter und dem Kinde nur mit einer fast rührenden Ehrfurcht. Wie man in die Kirche geht, betrat Bernhard die dämmernde Stube, welche in grünseidnen Vorhängen seine junge Familie barg, der Rose und ihrer Knospe gleich, die sich im Laube verstecken. Die Frau war körperlich schwach, geistig erregt, und der überwachende Arzt empfahl nachdrücklich Ruhe und Vorsicht. Sie streckte ihre weiße feingeäderte Hand dem Manne hin, von Herzen wie noch nie. Es war eine Sühne für jenen ersten Handschlag, womit sie sich

aus empörtem Stolze, aus Rache verpfändet. Die Reuige that nun Buße dafür, da Gott den im Hasse, nicht in der Liebe geschlossenen Bund, dennoch gebenedeit hatte, und wie Adelais jetzt in der Stille um Vergebung ihrer Schuld flehte, verzieh auch sie um des Kindes willen dem Vater. Indem er diese weiche, fiebernde Hand faßt, wird ihm die Wimper feucht. Es kann noch Alles gut werden. Es könnte noch Alles gut werden, aber es ist vielleicht schon zu spät.

Noch nach anderer Seite hin schien der Engel in der Wiege ein Bote des Friedens werden zu sollen.

Verena nämlich fand sich an dieser Wiege von einer innerlichen Theilnahme beschlichen, welche das Schloßfräulein selbst vielleicht noch mehr, als alle Andere, an sich überraschen mochte. Sie neigte sich mit einer an dem sonst so starren Wesen fast seltsamen Rührung über den Kleinen.

Eigentlich hatte sie bisher nie Kinder leiden mögen, und diese hatten sie nicht leiden mögen; allein für den Knaben ging ihr plötzlich ein Herz auf. Von der Minute, wo Adelais ihren Sohn auf dem Arme der Tante erblickte, schmolz der alte tiefe Haß im Gemüthe der jungen Mutter. Der Eine Moment war bei ihr eine stillschweigende, aber aufrichtige Versöhnung. Sie

hatte Alles rein vergessen. Was gegen eine Mutter verbrochen war, verzieh jetzt eine Mutter. Verena wiegte das Kind, sie lächelte es an, sie kos'te mit ihm, sie, die niemals scherzte, mit Niemand, besonders seit dem Truge, welchen ihr der Neffe gespielt, und der sie viel herber noch als vorher gemacht hatte. Sie kos'te mit dem Kinde. War etwas von dem geliebten Manne auf dessen Enkel übergegangen?

Bei einem dieser Besuche, als sie eben das grüne Gemach verläßt, in welchem ihr kleiner Liebling neben dem Ruhebette der noch immer Leidenden schlummert, hört das Schloßfräulein rasche, ungemein elastische Tritte hinter sich aus dem Gange, welcher seitwärts zu Bernhard's Arbeitsstube führt. Ein Mann von mittlerer Größe und nicht ganz gewöhnlichem Schnitte der Kleidung, eilte an ihr vorüber, der Treppe zu. Indem er den Hut, der auf einem Walde von dunklen Haaren sitzt, lüftet, um flüchtig zwar, aber doch weltmännisch höflich zu grüßen, glaubt sie in dem feinen scharfgeschnittenen Profil den Fremden aus dem Rathhause zu erkennen. Ehe sie sich besinnt, ist er verschwunden. Es war nur ein Blitz, ein Traum. Gleich einem Geiste ist er ihr erschienen und zerronnen. Ihr Herz hämmert fast hörbar, so

sehr hat sich augenblicklich die Macht jenes ersten Eindrucks in der Stadt erneut, vielmehr durch das seitherige Brüten darüber erhöht. Oder bildete sich Verena etwa die Aehnlichkeit nur ein, weil sie ja dieses Gesicht überall und immer vor sich erblickt, im Wachen wie im Schlafen?

Der Drang nach Aufklärung trieb das Schloßfräulein noch früher als sonst wieder zu Bernhard's hinüber. Sie sollte die gewünschte Auskunft unerwartet schnell erhalten. Denn kaum öffnet sie die Tapetenthüre, so fällt Verena's Auge auf die ihr fast geheimnißvolle und wunderbare Gestalt, und noch mehr auf eine räthselhafte Gruppe: Der Unbekannte, ja wahrhaftig, er lehnt, wie ein vertrauter Freund an dem Armstuhle, in welchem Adelais ruht, hält ihre kleine Hand in der seinen, beugt sich zu der jungen Mutter herab, ganz nah zu ihr, schaut sie unverwandt an, tief und fest; und auch ihre Wimper hängt an der seinen, die nicht zuckt, während die freigebliebene Rechte der Sitzenden ihr zur Seite nach der mit einem Spitzenschleier verhüllten Wiege weist.

Die Tante verstummte vor Schrecken. Auf eine solche Scene war sie nicht gefaßt. Sind das die

Früchte ihrer Erziehung, ihrer Lehren? Eher hätte sie des Himmels Einsturz vermuthet, als ihre Pflegetochter bei einem solchen Abenteuer zu überfallen. Eine Schäferstunde, eine Intrigue, ein Roman!

Vierzehntes Kapitel.

Gelt, Brüderchen, Du verräthst es nicht?

Adelais läßt dem Schloßfräulein nicht Zeit, die ihr durch den Kopf jagenden Vermuthungen weiter auszuspinnen, winkt ihr vielmehr zum Empfange sehr arglos mit eben der Rechten zu, und stellt der Nähertretenden den Unbekannten, welcher sie aus seinen leuchtenden nußbraunen Augen anlächelt und sich ganz unbefangen verneigt — als den neuen Arzt der Familie vor, Herrn Walter; der nämliche junge Mediciner, welcher sich unlängst in der Gegend angesiedelt und durch den ihm vorhergegangenen Ruf, so wie durch mehrere glückliche Kuren, verbunden mit seiner Persönlichkeit, schon ein gewisses Aufsehen erregt hat. Deßhalb hat ihn der Schloßpächter gleich anfangs zur Consultation gezogen und in Folge Letzterer dem frem-

den Doktor zuletzt ganz die Behandlung der jungen Mutter anvertraut und ihn förmlich zum Hausarzte gewählt, was Verena erst jüngst nicht mit völliger Billigung erfahren hatte; um so weniger, da der Arzt es nicht für gut befunden, bei seinen Antrittsvisiten in der Nachbarschaft, sich auch auf der Möveninsel vorzustellen, eine gesellige Versäumniß, welche die Besitzerin in ihrer gegenwärtig dreimal argwöhnischen Stimmung, heimlich nicht blos wie eine Geringschätzung ihrer Person, sondern fast wie eine Verdächtigung, eine Art von Anklage empfunden, und einige schlaflose Nächte lang in Gedanken hin und hergeworfen hatte. Wie hätte sie sich auch nur träumen lassen, daß der ihr widerwärtige Eindringling, dessen Begegnung sie seitdem immer und überall zu vermeiden trachtete, was ihr, die gewöhnlich nur selten die Möveninsel verließ, bisher auch wirklich durch Zufall zu glücken schien, sich in die ausgezeichnete Erscheinung vom alten Rathhause, welche der einsamen Frau so oft vorschwebte, verwandeln würde!

Indem sie jetzt seinen Gruß erwidert, überfliegt ihr Antlitz eine Röthe. Dem weiblichen Takt der Adoptivtochter entgeht die an der Tante so ungewohnte Befangenheit keineswegs. Adelais, in jugendlicher

Kindlichkeit, mehr nur des sympathetischen Wesens ihres Arztes, als seiner Genialität sich bewußt, wundert sich, daß er dem Schloßfräulein imponirt, ihr, der sonst nichts imponirt. Unwillkürlich fühlt Letztere, ihm gegenüber, daß das Begegnen mit ihm schicksalsvoll für sie, ja daß er selbst ein Schicksal für sie sei.

Sogleich fand sie sich in ein anziehendes Gespräch mit ihm verwickelt. Seit Jahren hatte man sie nicht mehr so angeregt, so lebendig gesehen; sie schien verjüngt in dem geistigen Lichte, das über sie hinglitt. Auch Walter war heute in der Stimmung sich mehr mitzutheilen, wie er sonst pflegte.

Obwohl noch kaum auf der Schwelle des dritten Jahrzehnts, überschaute er doch, mannigfach geprüft, bereits einen weiten Kreis von Erfahrungen. Er hatte viel gelebt, viel gereist. Man wußte, daß er in der Heimath seine Bildung an einer fürstlichen Hochschule, welche mit der Culturblüte unseres Gesammtvaterlands verwebt ist, empfangen, zugleich mit seinem Landsmanne, einem der größten Dichter. Es wurde erzählt, daß Stürme der Jugend den angehenden Gelehrten in die moderne Weltstadt warfen, mitten hinein in die französische Revolution. Die Sage ging sogar, daß er dort die Waffen geschwungen, Erfolge aller

Art, Ehren und Aemter erlangt, später sich in der Diplomatie, bei auswärtigen Gesandtschaften umhergetrieben; dann aber, übersättigt von Ruhm und Glanz, getäuscht von einer Welt, in der sich Ideale nicht verwirklichen ließen, zu seiner Wissenschaft umgekehrt, endlich an diese noch freiere, und dem Unterdrücker entlegenere Küste geflüchtet habe, vielleicht selbst um sich dessen und noch anderer mächtiger Feinde Verfolgungen zu entziehen. In der ganzen Weise und Unterhaltung des Fremden war nichts, was dem widersprach, aber auch nichts, was darauf hindeutete.

Verena hatte nun noch einen neuen Grund, öfters von ihrer Insel herüber in das Pächterhaus zu wandeln. So sehr sie sich früher gescheut, den neuen Hausarzt zu treffen, eben so suchte sie ihn fortan. Es waren bald ihre besten Tage, wenn sie ihn gesprochen hatte. Er übte sichtlich Einfluß auf sie, aber seltsamerweise den eines viel ältern Freundes und Rathgebers, oder noch richtiger, für sie hatte er kein Alter, kein Geschlecht. Diese Frau, die längst vergessen oder eigentlich nie gelernt zu schwärmen, betrachtete ihn zuweilen wie einen Schutzengel, einen Genius. Es gab sogar Stunden, wo sie ihn als einen solchen fürchtete, wo sein durchdringender Blick sie entsetzte,

der tiefe Ernst, welcher auf seiner plastischen Stirne thronte, mild und doch richterlich, wie gleich an jenem ersten Morgen in der Versammlung. Er wurde ihr allmählig theuer wie nicht leicht Jemand, fast so theuer, und doch wieder ganz anders theuer, wie jener ungerathene Sohn ihres Herzens, welcher demselben eine Wunde schlug, die nicht verharschen wollte, obschon die Tante Werner's Namen niemals mehr über ihre Lippen brachte.

Wenn sie den Doktor unbemerkt betrachtete, wie er so neben ihrer Pflegetochter stand, jede ihrer Mienen bewachte, jedes äußere und auch jedes innere Zucken, jeden Pulsschlag, jeden Athemzug; wie er sie gleichsam in Sorgfalt ganz einhüllte, väterlich schirmend, und doch auch wieder weiblich lind zugleich, und wie auch sie, voll Unschuld und Vertrauen, die großen, schwarzumschleierten Augensterne zu ihm aufschlug in einem feuchten langen Blick: wollte sich ein Leid in Verena's Inneres stehlen, etwas wie Reue bei einem der Pathin sich aufdringenden Vergleiche, was hätte sein können, wenn es nicht zu spät gewesen. Wenn dieses Paar an ihrer Seite, wenn Walter an Bernhard's Stelle getreten wäre! Welche Beruhigung, welche Bürgschaft für die Zukunft, welches Glück für

das Schloßfräulein — welches Glück in einem andern Glück! So viel war ihr jetzt aufgegangen, das wenigstens hatte sie lernen müssen, seitdem sie ihren, damals noch ihren, Werner dem Mädchen nicht hatte gönnen mögen.

Den zwei Betheiligten selbst kam wohl kaum eine Ahnung ähnlicher Gedanken in die Seele, sicher nicht in die von Adelais, aber sogar auch nicht in die des Mannes. Die junge Mutter kannte nur Dankbarkeit und Verehrung für den Doktor. Sie hing mit ihren Blicken an den seinen, an seinen Lippen, weil diese ihr das Urtheil über Leben und Tod verkündeten, über ihr eigenes Leben, ihren eignen Tod in dem ihres Kindes. Sie empfing es, nächst von Gott, täglich wieder als Geschenk von ihrem Arzte. Sie löste sich fast auf in leidenschaftlicher Angst, welche ihm schwere Bedenken über das psychische Gleichgewicht seiner Patientin veranlaßte, in leidenschaftlicher und meist grundloser Angst um den zwar zarten, doch gesunden Kleinen, der ihr Alles war.

Walter hatte es schnell herausgefühlt, wie arm, wie doppelt und dreifach verwaist jenes holde Wesen hinausgestoßen war in das Leben, wie allein und unbegriffen sie darin bleiben mußte. Dem Doktor sagte

es der Geist des unendlichen Erbarmens in seiner Brust. Weil er Adelais hülflos sah, fand er sie auf ihn angewiesen, auf seinen Schutz, und widmete ihr all sein Wissen und Können. Er glühte für die Menschheit. Darum war er schon als Knabe mit Liebe instinktartig für den strengen Beruf entschieden, darum als Mann wieder mit Ueberzeugung aufopfernd zu der früheren Wahl zurückgekehrt. Da er das Geschlecht nicht mehr im Großen und Ganzen geistig heilen konnte, so wollte er es vorläufig im Einzelnen und Kleinen mindestens leiblich thun.

Es war vielleicht auch ein diesem allgemeinen Zug verwandter von dunklem Mitleide, welcher Walter der Tante näher brachte. Er lernte sie hier von ihrer besten menschlichen Seite kennen: in ihrem Ergötzen, ihrer Theilnahme an dem Säuglinge, welche überdies einen erwünschten Vorwand bot, unmittelbaren Verkehr mit dem Doktor einzuleiten, ihn auf das Schloß zu laden und häufig da zu sehen; zu welchem Ende sie sogar naturwissenschaftliche Sammlungen anzulegen begann und dieselben in zwei an den Bibliotheksaal stoßenden Zimmern aufzustellen, um den Arzt durch seine Vorliebe für dergleichen Studien anzuziehen. Verena, welche auch auf den Kleinen gleichsam vererbte

Pathenrechte übertrug, und sich seiner gern möglichst bemächtigt hätte, ließ sich nicht nehmen in seiner Pflege mitzureden und begehrte immer die neuesten Nachrichten von ihm.

Ja, sie beschäftigte sich bereits in Gedanken mit seiner Erziehung. Noch mehr: gewöhnt wie sie sich hatte, in die Geschicke einzugreifen, bestimmte sie ihm im Geheimen schon die künftige Laufbahn. Es konnte das keine andere sein als die kirchliche. Das Geistliche war nun einmal fixe Idee des Schloßfräuleins. Letztere konnte dem Altare nicht genug Ersatz bieten für das Opfer, welches sich ihm und ihr entzogen und ihre Versöhnung mit dem Himmel gehemmt hatte. So klammerte sich ordentlich die Ruhelose in jeder Weise, nicht blos um wieder gut zu machen, an Mutter und Kind. Es war dem einsamen Weibe, als müsse ihr von Beiden ein Etwas kommen, eine Rettung, ein Heil — beinahe wie ein Symbol von dem ewigen, welches einst durch eine Mutter und ein Kind in die Welt gebracht. Für Verena lag eine ganze Zukunft in diesem Bunde mit Adelais und deren Sohne.

Wer dürfte entscheiden, ob nicht in irgend einer Falte dieses versteckten Gemüths sich nebenbei noch

andere Absichten bargen? Ob das Schloßfräulein, ohne es sich selbst zu gestehen, vielleicht nicht doch auch froh war, so zufällig alle Fäden in der Hand zu behalten, und zwar im Hause, am eignen Herde ihres Feindes — denn das war ihr der Pächter ja doch, seit sie ihn kannte, und täglich mehr — sich seiner zu versichern in Denen, die ihm das Nächste, das Theuerste waren, in Weib und Kind, ihn mit denselben zu bestechen, durch sie ihn zu gewinnen?

Wenigstens mochte Bernhard selbst etwas Aehnliches argwohnen. Nichts konnte ihn in üblere Laune versetzen, als die Besuche Verena's, besonders wenn dieselben nach seinem Dafürhalten zu rasch aufeinander folgten. Er hatte das Fräulein, vermuthlich nicht ganz mit Unrecht, im Verdachte sich in alles mischen, da und dort aufpassen, aufhorchen zu wollen.

„In meinen vier Mauern bin ich Herr," wetterte er unter donnernden Flüchen, „und brauche kein Spioniren!"

Wer hätte je gedacht, daß Adelais noch in den Fall käme, gegen den Mann die Pathin zu vertheidigen? Das Weibchen that es aufrichtig und mit warmem Ergusse, der aber nur Hohn bei dem Schloßpächter hervorrief. Im Zorne entschlüpften ihm bei

ähnlicher Gelegenheit einmal Aeußerungen, die ihn sogleich zu reuen schienen, die er gern wieder zurückgenommen hätte, sobald er ihren Eindruck auf die Erschreckende gewahrte, und die wenn auch kaum halb von ihr verstanden, ihr doch das Innere durchzitterten; denn sie deuteten nur zu sehr darauf hin, daß ihn in der Vergangenheit ein finsteres Geheimniß, zweifelsohne eine Schuld, an Verena knüpfe und einen schwarzen Faden durch sein Leben ziehe. Dunkle Worte, welche fort und fort in Adelais nachhallten, sie wie böse Träume verfolgten, über denen sie brüten mußte. Man fing wieder unter den Leuten an, von dem Tiefsinn der Frau zu reden. Doktor Walter kam von Neuem häufiger, und man sah ihn nachdenklich die Treppe auf- und absteigen.

Der jungen Pächterin graute es den Schleier von jenem Räthsel zu reißen. Gleich einer drohenden Wolke stand es am Horizont. Aber das Lächeln des Kindes verjagte dieselbe, wie ein Sonnenblick. Adelais ganzes Sein und Wesen ging in der Liebe zu diesem Kinde auf. Darüber vergaß die Mutter Alles, Alles konnte sie damit tragen und überwinden. Auch die Aufregungen, um nicht zu sagen die Ausbrüche Bernhard's, der seit jenem Streite über das Schloßfräulein,

seine Gattin mit Groll und Mißtrauen betrachtete, weil er fürchtete sich vor ihr verrathen zu haben. In seinem Unmuthe warf er ihr vor, daß sie ihn über den Jungen vernachlässige, und wandte sich von Letzterem solcher Eifersüchteleien wegen nahezu mit Härte ab.

Hätte Adelais nur sich auf ihren Mann stützen, ihn schätzen können, alles wäre noch recht gewesen. Statt dessen gab er sich jetzt plötzlich noch mehr wie zuvor seiner neuen ungeregelten Lebensweise hin. Er war unstäter als je, schwärmte oft in Gelagen bei der Nachbarschaft bis zum Morgen, oder brauchte dergleichen zur Ausrede für sein Umherschweifen. Doch däuchte es Adelais, als bewache er sich besser im Genusse der Spirituosen und übernehme sich darin weniger wie sonst. Eines Abends freilich mochte er nicht widerstanden haben. Er kam früher und in einer ganz anderen Stimmung, als gewöhnlich bei ähnlichen Anlässen, nach Hause zurück. Während ihn bisher der Geist der Reben, der die innerste Gemüthsart des Menschen nach außen zu kehren pflegt, verdrießlich, finster und zänkisch gemacht hatte, zeigte sich der Schloßpächter heute durchaus weinselig.

Er poltert die Stiegen herauf, und Adelais fährt

zusammen bei dem ihr nur zu bekanntem Schallen. Er trillert und pfeift, mit obligater Begleitung des schwarzen Hündchens, das ihm klaffend folgt, den Corridor entlang, näher und näher. Seine Frau springt vom Sopha auf, wo sie bei der Lampe las, und dem Manne entgegen, die Thüre öffnend, um ihn hinüber in das Speisezimmer zu führen, damit er den Kleinen nicht aufwecke. Bernhard aber erzwingt mit rohem Gelächter den Eintritt und reißt, obschon er sich selbst nicht sicher auf seinen eignen Füßen spürt, das Kind trotz der sich sträubenden Mutter, aus der Wiege, um Possen mit ihm zu treiben. Adelais, athemlos, mit glühenden Wangen, funkelnden Blicken, wild sich entrollenden Haaren, ringt wie eine Löwin um den Jungen, der auf zitternden Armen, die ihn schützen sollten, gefährlich in der Luft schwebt.

Es gelingt dem zarten Weibe ihn zu erhaschen und in die Kissen seines Bettchens zu bergen, wo sie ihn beschwichtigt und von Neuem einlullt; indeß der Vater, welchem die Brille entfiel, dem Lehnsessel zutaumelt und in bacchantischen Träumen hinsinkt, Bein und Arm emporstreckend, mit Fingern und Zunge schnalzend. In seiner Ausgelassenheit lallt er nur mehr, von der jungen Mutter kaum noch beachtet, die

sich müht ihr Kind, bei dem sie als Schildwache bleiben wird, wieder fest einzuschläfern.

Aber da fällt plötzlich ein Wort in ihr Ohr, daß sie hoch aufhorchen muß — sie glaubt nicht recht verstanden zu haben. Und wieder eins, das den Widerwillen, den Ekel, welchen sie empfindet, in Schauder verwandelt, in Bestürzung, in Jammer! Es drängt der Aermsten eine Gewißheit dessen auf, was sie kaum zu ahnen sich getraut, vielmehr stets aus dem Gedächtnisse zu verbannen sich bemüht hat .... eine schreckliche Gewißheit, über alles Maaß hinaus.

Mit schwerer Zunge und dennoch nur zu verständlich, spricht der Trunkene vor sich hin, indem er dazwischen ein gellendes Lachen aufschlägt, welches der Lauschenden durch das Herz schneidet:

„Ja, ja, sie haben es mit einem goldnen Kreuz versiegelt, und der darunter liegt in seiner kühlen Schlafkammer, schwatzt nichts mehr aus .... Gelt, Brüderchen, Du verräthst es nicht, gelt, Du grauer Sünder, Du sagst es Niemandem, wer Dir die Kugel in Dein Hirn gejagt hat, daß Dir Ränzel und Wanderstab aus der Hand gefallen sind? .... Ihr feinen Nasen von der Justiz, das Wild habt Ihr wohl gewittert, aber nicht den Waidmann! Ihr weisen Herren

vom Kriminale, Ihr macht es wie immer: Die kleinen Diebe hängt Ihr, und die großen laßt Ihr laufen! .... Dem Försterburschen, der mit meinem Reisepfennig in der Tasche das Weite sucht, schickt Ihr, weil Ihr meint, daß er auf den Wilderer geschossen habe, Steckbriefe nach mit der Schneckenpost, die ihn nie erreicht. Beim Nachbar Schloßpächter aber, der sich die Finger sauber von Blut gewaschen, bei dem kehrt Ihr ein, bei dem schmaust Ihr, mit dem trinkt Ihr Smollis .... Hoch! Hoch! Und wieder hoch! So ist wohl noch kein Blei so tausendfach mit Gold aufgewogen worden, wie dem Bernhard. Heißa! So einen Preisschuß hat nicht leicht Einer gethan, wie der Bernhard, ein Preisschuß, mit dem man sich Haus und Hof verdient hat, mit dem man sich weich gebettet hat ....“ Bei dieser Erinnerung an das Lotterbett, erstirbt das Selbstgespräch in ein unendliches Gähnen.

Während des abscheulichen Monologes ist Adelais in ihre Knie gesunken neben der Wiege, hat sich beide Hände auf das Gesicht gedeckt. Der kalte Schweiß perlt ihr von der Stirne. Jetzt schnellt die Unglückliche wieder in die Höhe, fliegt instinktartig zu den Thüren und verriegelt beide; sowohl die äußere, nach

dem Gange führende, als die innere, welche das Gemach mit der übrigen Zimmerfolge in Verbindung setzt. Damit Niemand eindringen könne, um Zeuge einer solchen Scene zu werden, und der Pächter eben so wenig in diesem Zustande entschlüpfen und sich noch vor andern Ohren verrathen, seinen eignen Ankläger machen.

Letztere Gefahr schien, wenigstens für den Augenblick, nicht so drohend, da nun plötzlich ein befremdliches Stöhnen und Röcheln dort aus der Ecke vom Armstuhle her, alle Fibern des Weibes von Neuem anspannte; jedoch bald in minder zweideutige Töne überging, welche sich zuletzt kund thaten als kolossales Schnarchen.

Nun erst setzte sie sich an ihren Posten, auf einen Schemel neben der Wiege, und lehnte das Haupt gegen die Kissen ihres Kindes. Aber kein Schlaf kam in ihre Augen, die ganze lange Nacht hindurch. Adelais wachte mit heißen trocknen Lidern, während dicht an ihrer Seite, zum ersten Male von ihr kaum beachtet, der Kleine friedlich schlief mit sanften, gleichmäßigen Athemzügen.

Druck von Franz Krüger in Berlin, Linden-Straße 40.

Inhalt.

Nebel und Sonnenschein.

Roman aus der Gegenwart von

Wilhelm Grothe.

3 Bände. 8. Preis $3\frac{1}{3}$ Thlr.

Urtheile der Presse:

Dieser eben erschienene Roman gehört zu den eigenthümlichsten und beachtenswerthesten Erscheinungen der neueren Zeit: er ist ein satyrisches Werk; aber die Ironie ist so verdeckt, daß sie der flüchtige Leser kaum herausfinden möchte. Der Dichter erkennt diesen Charakter seiner Schöpfung ausdrücklich an; er will zeigen, was die Dichtung nicht behandeln soll — — — — — — — Die Ironie liegt nämlich in der Uebertreibung, darin, daß die Dichtung an Gräßlichem Alles hinter sich zurückläßt, was bisher auf dem angedeuteten Gebiete der Literatur geleistet worden ist. — — — — — — — Das Buch übt also einen doppelten Reiz und wird eben deßhalb bedeutenden Erfolg haben, den es seiner Tendenz wegen schon verdient. — — — — — —

Schlesische Zeitung.

Seit Hauff's „Mann im Monde" ist kein Werk erschienen, das wie Grothe's „Nebel und Sonnenschein" den Gipfel der Ironie erreicht hat — — — — — — — Die Freunde des Guten und Schönen werden dies Werk mit ungetheiltem Beifall begrüßen. W. Z.

Berlin, 1862.

Rich. Sandrog u. Co. Verlag.